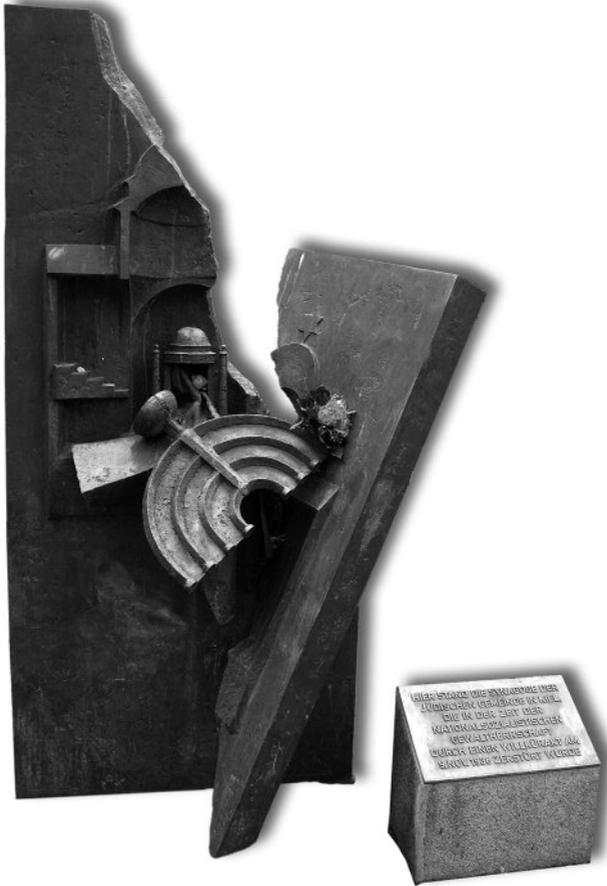


# TOP 44

Gesellschaft für Volkskunde



in Schleswig-Holstein e. V.



Berichte der Gesellschaft für Volkskunde  
in Schleswig-Holstein

---

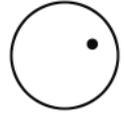
22. Jahrgang

Dezember 2012

---



Gesellschaft für Volkskunde



in Schleswig-Holstein e. V.



TOP 44



TOP ist ein Mitteilungsheft der GVSH und berichtet über die Arbeit von Vorstand, Beirat, Arbeitskreisen und Mitgliedern. Alle mit Namen gezeichneten Beiträge und Anzeigen geben die Meinung der jeweiligen Autoren und nicht die Meinung der Redaktion oder der Gesellschaft wieder. Wir möchten alle, die sich mit volkskundlichen, kultur-, sozial- und alltagsgeschichtlichen Fragen beschäftigen, motivieren, von ihrer Arbeit zu berichten. Beiträge für TOP sind jederzeit willkommen. Auswahl und Kürzung behält sich die Redaktion vor. Manuskripte können in den Dateiformaten .doc oder .rtf eingereicht werden. Bilddateien bitte in den Formaten .jpg oder .tif senden. Die Auflösung von Fotografien und ähnlichen Abbildungen sollte mindestens 300 dpi betragen. Für Strichzeichnungen (z. B. Grundrisse) ist eine Auflösung von 600 dpi erforderlich. Bildvorlagen können aber auch bis zum Format DIN A 4 direkt an die Redaktion geschickt werden. Nach der Bearbeitung werden die Vorlagen zurückgesandt, wenn dies gewünscht wird.

Dateien, CD-ROMs und Bildvorlagen bitte an:

Dr. Nils Hansen, Seminar für Europäische Ethnologie/Volkskunde, Christian-Albrechts-Universität Kiel, Olshausenstraße 40, 24098 Kiel, Tel. 04 31 / 8 80 31 79, Fax. 04 31 / 8 80 17 05, E-Mail [hansen@volkskunde.uni-kiel.de](mailto:hansen@volkskunde.uni-kiel.de)

---

Redaktionsschluss für das nächste Heft ist der **30. April 2013**

---

Titelbild	Denkmal zur Erinnerung an die Synagoge in der Goethestraße, Kiel. Foto: Oleg Pronitschew, 2012; siehe S. 30.
TOP 44/2012 Herausgeberin:	Gesellschaft für Volkskunde in Schleswig-Holstein e.V.
Redaktion für dieses Heft:	Dr. Nils Hansen, Claudia Ohlsen M. A., Guntram Turkowski M. A.
Layout:	Renko Buß M. A.
Geschäftsstelle der GVSH:	Nina Jebesen M. A., Dorfplatz 6, 24960 Munkbrarup E-Mail: <a href="mailto:geschaeftsfuehrung@volkskunde-sh.de">geschaeftsfuehrung@volkskunde-sh.de</a>
Bankverbindung der GVSH:	Sparkasse Mittelholstein AG Rendsburg
Konto Nr.:	13 796 (BLZ: 214 500 00)

# Inhaltsverzeichnis

---

## Aufsätze

---

*Juliane Kühne*

- Das „Verlorene“ und das „Erhaltene“.  
Über eine Befragung Kieler Bürgerinnen und Bürger  
zum kriegsbedingten Verlust biografischer Objekte 4
- 

*Oleg Pronitschew*

- Jüdische Identitäten in norddeutschen Gemeinden 21
- 

## Berichte und Mitteilungen

---

*Esther Leroy*

- Als Volkskundlerin unter Ingenieuren –  
Arbeit an einer technischen Universität 42
- 

*Karen Heide*

- Wiederentdeckt! Vergessene Orte in Schleswig-Holstein.  
Eiswerke am Schreventeich in Kiel 48
- 

- Am Seminar für Europäische Ethnologie/Volkskunde  
der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel  
abgeschlossene Examensarbeiten 2010-2011 64
- 

## Buchbesprechungen

---

67

## Das „Verlorene“ und das „Erhaltene“.

### Über eine Befragung Kieler Bürgerinnen und Bürger zum kriegsbedingten Verlust biografischer Objekte

*Juliane Kühne*

Die meisten Menschen stellen ihr Leben mit Gegenständen aus, die sie mit besonderen Erinnerungen und Erfahrungen verbinden und die sich dadurch für sie zu einer vertrauten Umgebung zusammensetzen. Das autobiografische Erinnern anhand materieller Kultur durchzieht den vorliegenden Text, der sich damit im Rahmen der Sachkultur-, Biografie- und Erinnerungsforschung bewegt. Der Ansatz, diese Forschungsfelder zusammenzuführen, wurde bereits mehrfach in der Volkskunde verfolgt.<sup>1</sup>

Neuer für volkskundliche Forschungen ist es hingegen, die Dinge nicht vor, sondern nach ihrem Verschwinden zu thematisieren.<sup>2</sup> Dabei konzentriert sich die im Folgenden vorgestellte Untersuchung auf Personen, die das Ende des Zweiten Weltkriegs miterlebt haben.<sup>3</sup> Die Überlebenden von Krieg und Gewaltherrschaft eint das gemeinsame Schicksal der Generationenerfahrung des Verlusts. Viele Überlebende verloren Verwandte oder Freunde. Oftmals leben die Erinnerungen an nahe Angehörige in Erbstücken, Geschenken und Eheringen, in sogenannten Beziehungszeichen,<sup>4</sup> fort. Durch meinen Kontakt zum Kriegszeugenprojekt des Vereins Mahnmahl Kilian e.V. wurde es möglich, Menschen in Kiel und der näheren Umgebung zu ihren Erfahrungen zu befragen. Luftangriffe und Plünderungen sowie Flucht, Vertreibung und Evakuierung bestimmten die Verlustsituationen, von denen die Befragten berichteten. Diese Umstände markieren zugleich das Ende der jugendhaften Unbeschwertheit und stellen aus heutiger Sicht tiefe biografische Einschnitte im Leben der von Moses benannten Generation der 45er,<sup>5</sup> der damals zwischen 13- und 26-jährigen Personen, dar.

---

1 Vgl. u.a. Hennig 2004, Kuntz 1988, Lehmann 2007, Langbein 2002.

2 Vgl. König 2000. Gudrun König wertete beispielsweise Leserbriefe der Familienzeitschrift „Gartenlaube“ aus, um die Mensch-Ding-Beziehung nicht am Besitz, sondern am Verlust der Dinge zu schildern.

3 Das Sample (von 1919 bis 1932 geborene Männer und Frauen) umfasst somit eine relativ große, in sich vergleichbare Gruppe. Siehe Fußnote 5.

4 Unter „Beziehungszeichen“ werden in Anlehnung an Erving Goffmans Begriff der „tie-signs“, zu Deutsch „Beziehungszeichen“ (Goffman 1982, S. 255-318), materielle Zeichen als Ausdruck und Bestätigung sozialer Beziehungen verstanden.

5 Der Begriff der „45er“ umfasst nach Dirk Moses die von 1918 bis 1930 geborenen Deutschen, die in ihrer Persönlichkeitsentwicklung im besonderen Maße vom Zusammenbruch des Dritten Reiches betroffen waren. Siehe Moses 2000, S. 233-263.

Welche individuellen und darüber hinaus auch generationellen Bedeutsamkeiten sind es, die den Umgang mit dem Verlust von persönlichen Dingen bestimmen? Im Rahmen meiner Magisterarbeit führte ich zu dieser Fragestellung zehn Interviews durch und ging dabei auch der Frage nach, inwiefern eine Bindung an einen Ort oder einen Gegenstand über bestimmte materielle Repräsentanten selbst nach dessen Aufgabe aufrechterhalten werden kann. In den anschließenden Ausführungen werden zwei zentrale Kategorien, das „Verlorene“ und das „Erhaltene“, genauer erläutert. Sie werden als „Dimensionen des Verlusts“ verstanden, da sich mit ihnen ein Aktionsrahmen aufzeigen lässt, in dem die Befragten denken und handeln.



Abb. 1: Infostand des Vereins Mahnmahl Kiellian e.V. auf der Kieler Woche 2012. Quelle <http://www.bunker-whv.de/kiel/bunkerkie11.html> (aufgerufen am 5.10.12).

### **Verlorenes – zwischen verlorener Auswahl und Zurückgelassenem**

Das Verlorene ist für seinen Besitzer dinglich nicht mehr existent, unabhängig davon, ob es zerstört, gestohlen oder zurückgelassen worden ist. Die Kriegsumstände führten zu einem Bruch der Mensch-Ding-Beziehung. Dennoch oder gerade deshalb konnten sich die Interviewten in ihren autobiografischen Erzählungen an die unfreiwillige Aufgabe einzelner persönlicher Gegenstände noch gut erinnern. Sowohl von der Verlustsituation als auch von mancher Beschaffenheit eines Gegenstands wurden mir detaillierte Erinnerungen selbst 65 Jahre nach dem Kriegsende berichtet.

Der Unterschied zwischen dem Zurückgelassenen und einer nicht mehr erhaltenen Auswahl liegt in dem Grad der Freiheit beziehungsweise der Unfreiheit der Entscheidung durch die gegebenen Kriegsumstände. Einerseits konnte eine Auswahl für einen Gegenstand frei getroffen werden, dieser ging jedoch danach kriegsbedingt verloren. Andererseits konnte eine Auswahl nur eingeschränkt auf die Mitnahme der nötigsten Sachen oder aber gar nicht getroffen werden. Die Aufteilung in die Unterkategorien „verlorene Auswahl“ und „Zurückgelassenes“ ermöglicht es, eine kausale Spanne innerhalb des kriegsbedingten Verlusts herauszuarbeiten. Einzelne Aspekte können somit einander gegenübergestellt werden. Klare Ähnlichkeiten lassen sich vorab bei der Betrachtung der Interviewprotokolle unter den Personen ausmachen, die ihr Zuhause auf-

geben mussten und vor der Entscheidung standen, was sie überhaupt mitnehmen konnten: Primär entschieden sie sich für die Dinge, die sie als überlebenswichtig ansahen, erst danach dafür, zusätzlich die Gegenstände zu retten, an denen ihre Erinnerungen bis heute hängen. Eine Aufgliederung der geretteten, heute noch erhaltenen Gegenstände erfolgt im weiteren Verlauf des Texts.

Zunächst treten die Dinge in den Fokus, die ganz bewusst ausgewählt wurden, jedoch anschließend verloren gingen. Sie unterscheiden sich zusätzlich von den zurückgelassenen Gegenständen, indem sie als einzelne Objekte herausgehoben sind aus dem gesamten ehemaligen Besitz. Bedingt durch den anschließenden Verlust werden sie auch heute noch in beträchtlicher Weise vermisst.

Frau G. B. berichtet mir von einer Zwangsevakuierung in den letzten Tagen des Krieges, in deren Anschluss das Elternhaus der Familie B. als Lazarett umfunktionierte wurde:

*„Ja, also wir mussten raus und waren da vielleicht 14 Tage. In der Zeit ging der Krieg zu Ende, wir wurden ja da weggeschickt. [...] Das waren so sieben Kilometer und ich bin nach Hause gegangen, weil wir nun auch unruhig waren, hoffentlich wird nicht eingebrochen und, und, und“<sup>6</sup>*

Um sicher zu gehen, dass die Dinge, die die damals 19-Jährige im Keller versteckt hielt, auch in ihrem Besitz blieben, begab sie sich in die Gefahr, die sieben Kilometer allein zum Haus zurückzugehen:

*„Ich hatte meinen alten Puppenwagen, und da hab ich zum Beispiel diesen Armreif rein getan und dann Dias, ne ganze Menge Dias, die mein ältester Bruder gemacht hatte [...] von den Geharnischten Festen. Es war alle vier Jahre solch 'großes Fest mit den sogenannten Geharnischten, das heißt in Uniform mit dem eisernen Harnisch und so wie früher, nich, und dann gab's Biwak und da waren Kinderbelustigungen dabei und das hatte mein Bruder alles auf Dias gebannt und die habe ich auch alle mitgenommen [...]“<sup>7</sup>*

Auch wenn Frau G. B. nicht deutlich erkennen lässt, unter welchen Umständen sie die Gegenstände verlor, kann sie sich noch sehr genau daran erinnern, was sie auswählte und warum sie es mitnehmen wollte. Die Dias stammten von ihrem 22 Jahre älteren Bruder, den sie sehr selten sah und mit welchem sie gemeinsame Erinnerungen an die „Geharnischten Feste“ teilte. Die Dias stehen für sie symbolisch für ihre Beziehung zu ihrem älteren Bruder. Sie erwähnt zuerst, von wem die Bilder stammten, wen sie damit verbindet, und erst danach, in welchem Zusammenhang sie entstanden. Zudem

<sup>6</sup> G. B., T. S. 7.

<sup>7</sup> G. B., T. S. 7.

benutzt sie den Ausdruck „auf Dias gebannt“, als besäßen die Aufnahmen eine besondere der Zeit entgegenwirkende Kraft.

Dass der Moment des Verlusts die emotionale Bindung zum Gegenstand auf einer mentalen Ebene nicht abbrechen lässt, sondern sie bestärkt, ist eine Beobachtung, die sich mit den nachstehenden Aussagen belegen lässt. In den folgenden zwei Beispielen wird der Selbstbezug deutlich, der sich in den Erinnerungen an ein verlorenes Objekt halten kann. Auf meine Frage nach möglichen Erinnerungsstücken oder verlorenen Dingen erwähnt Frau G. B. einen Armreif:

*„Das eine, was mir leid tut, woran ich komischer Weise immer noch mal denke. Äh, ich hatte von diesem Chef meiner Mutter zur Konfirmation, das war 1941, einen Armreif geschenkt bekommen. Er war sehr wertvoll, mit einem Gelenk, was man aufbiegen konnte. Und war wunderschön, ich durfte ihn als Kind nicht tragen. ‚Das ist für später, das ist für später!‘ Und – dann war’s weg durch die Russen. Also das war so ein ... wo ich da hingegangen ... also ich bin der Meinung, die ham’ das immer noch. Und ich habe, als ich das letzte Mal in Torgau war ... hab ich da in dem einen Geschäft nachgeguckt, ob da eventuell Sachen angeboten werden, die manche verkaufen wollen, weil ihnen dann das Geld lieber ist. Das is ‘ne verrückte Idee von mir gewesen, aber war natürlich nicht. Also, ich hätte natürlich nicht gesagt: ‚Es gehört mir sowieso‘, sondern hätte das gekauft – nur, um es wieder zu haben. Aber das ist eigentlich so das einzige, woran ich wirklich gegangen habe“.*<sup>8</sup>

Der besondere Wert des Armreifs wird zusätzlich dadurch gesteigert, dass er „für später“ gedacht war und durch eine im Jugendalter vorgeschriebene Entbehrung geschont wurde. Dies machte ihn zu einer Anlage für die Zukunft. Diese starke, vom elterlichen Verbot zusätzlich gesteigerte emotionale Bindung riss, wie sich in diesem Ausschnitt zeigt, auch nach dem Verlust des Objekts nicht ab. Rolf Haubl nennt Indikatoren, die eine starke emotionale Bindung an Dinge erkennen lassen.<sup>9</sup> Darunter zählt er auch die „Bereitschaft, jeden Preis zu zahlen, um das Ding zu erwerben“.<sup>10</sup> Auch Frau G. B. ist Jahrzehnte später noch auf der Suche nach ihrem Armreif und ist bereit, Geld zu bezahlen, um genau dieses Objekt zurückzubekommen, welches sich nicht durch irgendeinen anderen Gegenstand ersetzen lässt.<sup>11</sup> Sie sieht gleichzeitig aber auch, dass die Chance dafür sehr gering ist.

<sup>8</sup> G. B., T. S. 4.

<sup>9</sup> Vgl. Haubl 2000, S. 20f.

<sup>10</sup> Haubl 2000, S. 20.

<sup>11</sup> Vgl. Haubl 2000, S. 20.

Herr J. M. war während des Krieges bei der Luftwaffe stationiert. Er beschreibt sichtlich bewegt den Moment, in dem er zurückkam und vor das zerstörte Haus seiner Eltern trat. Auch Herr J. M. traf vor seiner Einberufung zum Wehrdienst eine für wichtig erachtete Auswahl:

*„Und ich hab noch, wir hatten eine Küche im Keller, ne, [...] und dort stand eine Kiste als Bücherschrank, wo ich meine Kinderbücher drin hatte. Und als ich dann, als ich dann auf Bombenurlaub kam, [...] Und da hab ich diese Kiste mit den Büchern noch im Keller da gefunden, nich. Und ich konnte noch so, wenn man ganz vorsichtig war, so die einzelnen Schichten der verbrannten, verkohlten Bücher abtragen und konnt' dann noch die Titel lesen und die Buchstaben, aber wehe man hat dann etwas mehr angestoßen, nich, dann, dann war's natürlich zer- ... zerstäubt, ne. Also insofern sind meine Erinnerungen, nich, die ich da schon in den Keller gebracht hatte, ne, die sind alle verbrannt“.<sup>12</sup>*

Die Kinderbücher erinnern den mit 17 Jahren zum Dienst verpflichteten jungen Mann heute wie damals in der Zeit des Krieges an seine Kindheit. Diese brach für ihn sinnbildhaft zusammen, indem die materiellen Zeugen seiner Kindheit unter Berührung zu Asche zerfielen. Die Titel der Kinderbücher hat Herr J. M. nicht vergessen. Ganz im Gegenteil: In ähnlicher Weise wie Frau G. B. begab er sich nach dem Krieg auf die Suche nach einer anderen Ausgabe oder Neuauflage der „Häschenschule“. Nur die Schulbibel mit seiner eigenen Handschrift sei laut Herrn J. M. nicht zu ersetzen.

Die genannten Beispiele der Dias, des Armreifs und der Kinderbücher bestätigen die Annahme, dass es durch die Verlustsituation zwar zum Bruch einer Bindung zum Gegenstand kommen kann, aber diese Bindung durch die in der Situation intensiv hervorgerufenen Gefühle in Momenten der Erinnerung noch verstärkt wird. Ein Objekt vermag demnach wichtige selbstkonstituierende oder biografische Funktionen zu erfüllen. Wie die Erzählungen zu den Dias des Bruders von Frau G. B. bereits zeigten, können Dinge ebenso genealogische Beziehungen bestärken.

Im Interview mit Frau R. K. erfahre ich von einer Auswahl, die ihr Vater traf, um den Familienbesitz in Sicherheit zu bringen:

*„Und er [der Vater] hatte aber die Möglichkeit in dem riesengroßen Tresor, der überspült werden konnte mit Wasser, in Berlin, konnte er ein Fach bekommen, wo er die kostbarsten Dinge, an denen er hing und das war ... ich hab ja noch 'n paar Reste von diesen Bauerbildern, da hatte er eine Sammlung von 250 Bildern und die liebte er auch sehr. [...] Unser ganzes Silber kam da rein. Der Schmuck, den meine Mutter ... teilweise also Familienschmuck, nich. Viel, viel Granat, [...] und*

<sup>12</sup> J. M., T. S. 6.

*so'n Zeug. Und äh, das ... dieser Tresor .. war aber in Ost-Berlin. Er fiel an die Russen. Nichts ham'we wieder gesehen“.<sup>13</sup>*

Zwei Gründe gibt es, warum diese Aussage nicht so eindringlich und ausführlich ausfällt wie die oberen drei Äußerungen. Einerseits sind hier vorrangig Wertsachen des elterlichen und nicht des eigenen Besitzes aufgeführt und andererseits handelt es sich um eine große Menge an Dingen, deren Gesamtheit von der Erzählerin nicht wiedergegeben werden kann.<sup>14</sup> Neben den kostbaren Sammlungen des Vaters, dem Silber und dem Familienschmuck sind es jedoch die genealogischen Gegenstände, die als solche ein Abbild der Familie darstellen und hervorgehoben werden:

*„Und da war auch [...] unser Stammbaum, wir hatten einen wunderbaren Stammbaum. Unsere Familie geht zurück auf Kupferstecher in Augsburg im 17. Jahrhundert [...]. Und was war in diesem Stammbaum vollkomm ... Das tut mir am meisten leid. Auch, dass man den Stammbaum nich mehr hat.“*

Bei allen bisher untersuchten Auszügen, gleich, ob familiäre oder identitätsbildende Gründe für eine Rettung entscheidend waren, handelt es sich um Gegenstände, die eine freie, in sich abgeschlossene Auswahl, ein Depot in Form eines Puppenwagens, einer Kiste im Keller oder eines Tresors in Ost-Berlin darstellen. Entscheidend dabei ist allerdings, wie sich eine Person an einen Dingverlust erinnert. Musste etwas einzeln Ausgewähltes aufgegeben oder eine Vielzahl von Gegenständen zwangsweise zurückgelassen werden?

Demgegenüber treten Dinge, die die Menschen um sich haben wollten, um sich ein vertrautes Umfeld zu erhalten und um ihr Leben möglichst so weiter führen zu können wie bisher.

Auch Herr G. N. musste sich zusammen mit seiner Mutter und seinen Geschwistern auf der Flucht aus Pommern vom gesamten Hab und Gut trennen, nachdem es zuvor vom Vater dorthin verschickt worden war. Über die Zeit in Pommern von 1943 bis 1945 sagt Herr G. N.:

*„Es ist alles da geblieben. Weil wir ja schon länger da waren. Und es hieß ja auch ‚bis Kriegsende‘ und man wusste ja gar nicht, wann der Krieg zu Ende ist. Man wollte ja alles da haben. Akkordeon, Trompete und alles hab ich da gehabt, das ist alles da geblieben. Meine Mutter hatte ihre Nähmaschine da mitgehabt. Solche Sachen sind alle da geblieben. Und dann hab ich mir auch nichts mehr wieder angeschafft“.<sup>15</sup>*

13 R. K., T. S. 3.

14 Beide sind in diesem Zusammenhang als abschwächende Faktoren einer emotionalen Bindung zum Ding anzusehen.

15 G. N., T. S. 6.

Um sich wohl zu fühlen und um die Dinge zu nutzen, die sie besaß, ließ sich Familie N. vom Vater dasjenige, was man brauchte beziehungsweise gut gebrauchen konnte, aus dem Ruhrgebiet schicken. Dieser Besitz musste bei Antritt der Flucht zurückbleiben. In ähnlicher Weise bedauern auch die Menschen in Kiel, die den ständigen Luftangriffen ausgesetzt gewesen waren, nach einem Brand den Verlust der Dinge, auf die sie im täglichen Leben nicht verzichten wollten.

*„Da hatten wir zwei so große Bilder, die hingen im Schlafzimmer. Und das waren so tolle Bilder. [...] Da sah ich so toll drauf aus, so richtig niedlich muss ich sagen so. [...] Und die beiden Bilder, das ist mir nachher auch eingefallen, warum hab ich die denn nicht mit runter genommen. Aber die hingen nun an der Wand und die haben da immer gehangen und ... und denn wollte man das vielleicht auch nicht abnehmen oder was, nich“.*<sup>16</sup>

Die Bilder an der Wand, die Frau H. G. täglich um sich gehabt hatte, trugen, wie auch die Möbel, die ihr Großvater als Tischlermeister angefertigt hatte, dazu bei, die Wohnung als eine durch und durch vertraute Umgebung wahrzunehmen. Alles auszulagern, wäre einem Umzug gleichgekommen und schwerlich durchführbar gewesen: „Ja, denn man wollt sich ja noch ... auch noch wohlfühlen in der Wohnung, nich. [...] Oh ich kann mich so ärgern, dass ich die Bilder nicht mitgenommen hab“.<sup>17</sup>

Sowohl Herr G. N. als auch Frau H. G. entschieden sich dafür, die Dinge in ihrer Nähe zu behalten. Die Kategorie der freien Auswahl, sei es nun das Weggeben, Behalten oder das Nachschicken, steht der Kategorie des Zurücklassen-Müssens gegenüber, wie sich im Fall von Herrn G. N. bereits andeutet und besonders deutlich in der nachstehenden Aussage Herrn K. P.s wird.

Als Herr K. P. seinen Kriegsdienst antrat, ließ er alle seine persönlichen Gegenstände im Haus der Eltern, das nach der Flucht seiner Mutter von russischen Soldaten in Brand gesetzt wurde. Herr K. P. erinnert sich dennoch an einen Gegenstand besonders.

*„Ich hatte eine Geige, nich, die hatte mein Vater so bei einem Altwarenhändler gefunden. Der wusste wahrscheinlich nicht, was für ein kostbares Stück das war. Mein Vater hatte gesehen, dass da innen ein Stempel war, nich [...] hier ‚in Cremona hergestellt‘ und hat die dann sofort gekauft, relativ günstig. Und also das war mein bestes Stück, ja, und wenn nicht der Krieg gekommen wäre, dann hätte ich da weiter gemacht, nich, im Musikbereich“.*<sup>18</sup>

16 H. G., T. S. 8.

17 H. G., T. S. 8.

18 K. P., T. S. 6.

Die Geige als sein „bestes Stück“ ist der Kulminationspunkt im gesamten Interview mit Herrn K. P. Als ein Geschenk vom früh verstorbenen Vater ist sie ein Zeichen ihrer Vater-Sohn-Beziehung. Etwas Besonderes wurde die Geige zudem durch den günstigen Erwerb und nahezu unersetzbar durch ihre Exklusivität. Die Achtung gegenüber dem Instrument übertrug sich vom Vater auf den talentierten Sohn und wurde zu einer vielversprechenden Zukunftsperspektive, die jedoch durch das Kriegsgeschehen und dem damit einhergehenden Verlust der Geige zunichte gemacht wurde.

*„Der [Arbeitskollege] hatte mir seine Geige dann übergeben und hat gesagt ‚Kannst du behalten‘. Das war allerdings eine Geige, die nicht so einen guten Klang hatte wie meine, die ich ... und das hat mir gefehlt, ja. Und ich hatte andere Dinge vor: Familie und Hausbau und so weiter und um eine solche Geige zu kaufen, da hätt' ich viel Geld gebraucht. Das war ja 'n reiner Zufall, dass mein Vater die da erwischt hatte. Das hat mir sehr gefehlt. Ja“.<sup>19</sup>*

Nach dem Krieg stand Herr K. P. mit leeren Händen da. Er musste sich alles neu aufbauen und der Traum von einer Karriere als Konzertmusiker wurde unerreichbar. Dennoch erinnert sich Herr K. P. gern an seine Auftritte bei Schulkonzerten. Er gab später als Lehrer an einem Schulorchester Unterricht und hat den Klang seines Instruments beim Erzählen bis heute im Ohr.

So unmöglich es Herrn K. P. war, seine Geige in Sicherheit zu bringen, so undurchführbar war es für Frau H. G., ihr stabiles Kinderbett zu retten, das ihr Großvater hergestellt hatte. Zu dem Zeitpunkt wurde es zwar nicht gebraucht, dennoch handelte es sich im Fall des Kinderbetts um einen Gegenstand, den die Erwachsenen später mit ihrer Kindheit in Verbindung brachten und den sie gern an ihre Kinder weitergegeben hätten:

*„Ja, vor allen Dingen mein Kinderbett, das hatte mein Opa auch selber gemacht. Das stand noch oben auf 'm Boden. Da hatte ich immer gesagt, da sollen mal meine Kinder auch noch mal drin schlafen, das war so 'n schönes Kinderbett, nicht. Und das ... Ich weiß auch nicht, warum wir das nicht runter gebracht haben, vielleicht war auch nicht so viel Platz, wir hatten da ja auch noch 'n Kohlenkeller“.<sup>20</sup>*

Ebenfalls noch gut an einzelne Möbel in der Wohnung ihrer Eltern erinnert sich Frau R. K., die ebenso wenig die Möglichkeit besaß, einzelne Möbel zu retten:

*„Erstens hatten meine Eltern einen Haushalt, der sagen wir mal, schon sehr perfekt war, als sie geheiratet haben. [...] Aber das war ja nun alles weg! [...] Den Schle-sischen Bauernmöbeln – denen traure ich am meisten nach. Das war eine, das gab*

<sup>19</sup> K. P., T. S. 9.

<sup>20</sup> H. G., T. S. 7.

*... meine Eltern haben 1912 geheiratet und äh ein bestimmter Stil damals äh damals war ja noch mehr, nun ja, Wilhelminische Zeit, nich, aber sowohl meine Mutter als auch mein Vater liebten das Schlichte. Und deswegen konnte man auch an den Möbeln erkennen, dass es nich überladen war. Keene Deckchen oder so Zeug“.<sup>21</sup>*

In dieser Aussage schwingt deutlich der Verlust eines durch die Eltern vermittelten bürgerlichen Lebensstils mit, was sich auch auf das obige Zitat Frau R. K.s bezüglich des verlorenen Besitzes im Tresor beziehen lässt. In beiden Fällen können die geschätzten Gegenstände aufgrund ihrer Größe und Sperrigkeit nicht in Sicherheit gebracht werden, während es im folgenden Beispiel die Situation gerade noch ermöglicht, die lebensnotwendigsten Dinge mitzunehmen.

Das Beispiel findet sich im Interview mit Herrn G. P. Mit 14 Jahren war er allein mit seiner jüngeren Schwester im Haus seiner Eltern und erfuhr, dass sie in den kommenden Stunden aus der Stadt gebracht werden sollten. Er berichtet:

*„Meine Schwester und ich hatten alles [...] Notwendige im Rucksack [...]. Obwohl das im Mai war, äh, doppelte Hosen angezogen und auch doppelte Mäntel angezogen, denn das äh ... so schlau war man also schon, auch in den jungen Jahren, dass man gesagt hat, also was wir am Leibe haben, das könnte man eventuell mitnehmen, behalten, das ist uns sicher. Das Einzigste, was ich noch mitgenommen habe, war ein Hutkoffer. Einen Hutkoffer, in dem hatten wir Zucker drin. [...] Und dafür hab ich eine Aktentasche mit den wertvollen Sachen, mit Sparbüchern, Schmuck meiner Mutter, Wertsachen meines Vaters, Dokumente meines Vaters, äh dort zu ... dort gelassen. Die hab ich denn dem Hausmeister gegeben [...] und der sollte die für uns aufbewahren, falls wir mal wieder zurückkommen würden, also man schwelgte ja immer noch in diesen Gedanken. [...]. Und das war auch gut so, nich. Ich habe diesen Zucker nachher im Internierungslager mit dazu verwendet, meiner Schwester zusätzliches Essen zu besorgen. Nich, getauscht mit anderen Sachen. Also das war wirklich wertvoll“.<sup>22</sup>*

Dieser Interviewauszug steht beispielhaft für die schwere Entscheidung, die viele Flüchtlinge und Vertriebene beim Verlassen ihrer Heimat treffen mussten. Mit der Rationalität eines Erwachsenen erkannte Herr G. P. den Ernst der Lage und gab die persönlichen Dinge und Wertgegenstände in die Hände des Hausmeisters, um sich dagegen mit dem mitgenommenen Zucker, der in der damaligen Notzeit einen sehr hohen Realwert besaß, etwas zu essen zu organisieren. Dass sie als Kinder hofften, in ihr Elternhaus zurückkehren zu können und deshalb dort alles zurückließen, ist mög-

<sup>21</sup> R. K., T. S. 1f.

<sup>22</sup> G. P., T. S. 7.

licherweise als kindlicher Optimismus oder als Selbstschutz zu interpretieren. Es konnte auch eine Stütze sein, um der jüngeren Schwester Mut zu machen und um ihr ein Vorbild zu sein. Erst aus der Retrospektive weiß Herr G. P., dass er mit 14 Jahren die Entscheidung hat treffen müssen, alles hinter sich zu lassen, und ist froh, seiner Schwester und sich damit geholfen zu haben.

Als vorläufiges Resümee lässt sich Folgendes festhalten: Soweit wie sich der Verlust durch die Erinnerungserzählungen im Interview nachzeichnen lässt, finden einzelne Dinge sehr ausführlich Erwähnung, da sie mit einer subjektiven Bedeutungszuschreibung in die Erinnerung eingegangen sind. Wie sich im Falle der Kinderbücher Herrn J. M.s und der Geige Herrn K. P.s zeigt, kann auch ein imaginiertes Objekt vorrangig selbstkonstituierende oder biografische Funktionen erfüllen. In vielen Aussagen sind außerdem die Faktoren, die die Familienbeziehungen betreffen, ausschlaggebend für ein geistiges In-Ehrenhalten des verlorenen Gegenstands. Dinge können zudem konstant im Gedächtnis abgespeichert sein, da sie einen ehemaligen Lebensstil markieren, wie im Beispiel von Frau R. K. deutlich wird. Alle drei individuellen Bedeutungen können sich überlagern, abhängig vom jeweiligen Betrachter auch ganz verschieden ausfallen und sich im Laufe der Jahre nach dem Verlust immer wieder wandeln.

Andererseits umfasst der Verlust in allen untersuchten Fällen den sich aus einfachen Gebrauchsgegenständen zusammensetzenden Hausrat, der den Großteil des Verlorenen ausmacht, über den allerdings nur am Rande und meist vage berichtet wird. In Ausdrucksweisen wie „Das war ja nun alles weg“<sup>23</sup> oder „Das ist alles zurückgeblieben“<sup>24</sup> tritt der Verlust als eine Einheit auf, von der sich die Befragten gefühlsmäßig gelöst haben, um unbefangener im Hier und Jetzt leben zu können.

Zusammenfassend lässt sich formulieren, dass sowohl die Auswahl, die dennoch verloren gegangen ist, als auch das Zurückgelassene, was lediglich in Gedanken ausgewählt und durch Erinnerungen aufrecht erhalten werden kann, in der Erzählung viel stärker hervortritt als die Vielzahl der nützlichen Gegenstände, die ihren Zweck und durch ihren Wiedererkennungswert lediglich eine ordnende Funktion erfüllt haben. Im Folgenden wird dem Verlorenen der Bestand des noch Erhaltenen vergleichend gegenübergestellt.

---

23 R. K., T. S. 2.

24 G. H., T. S. 7.

### Erhaltenes – Erinnerungsträger mit Objektwert

Fragt man nach dem Umgang mit dem Verlust von vertrauten Dingen, ist es ebenso wichtig, den Teil des persönlichen Besitzes zu berücksichtigen, der nicht verloren gegangen ist. Denn der Umgang mit Dingen und das Erzählen über sie sagt zugleich etwas über das Denken einer Person und seine nicht sichtbaren Bedeutungszuweisungen aus. Erst anhand einer Betrachtung des Umgangs mit dem Erhaltenen lässt sich auch die Auseinandersetzung mit dem Verlorenen verdeutlichen. Ausschlaggebend für die Beschäftigung mit diesem Begriff ist weiterhin die Beobachtung, dass im Erzählen über das Verlorene oftmals das Erhaltene mitgedacht wird, wie etwa in den folgenden Beispielen:

*„Es waren noch mehr [Möbel in der Wohnung], die sind inzwischen ... waren dann verbraucht und existieren nicht mehr“.*<sup>25</sup>

*„Ich hab auch viele [Bücher] selber gehabt, die dann meistens auch verbrannt sind. Die hatt' ich nich alle im Keller“.*<sup>26</sup>

*„... diese alten dicken Bände, davon hab' ich keinen mehr, aber Dickens hab' ich natürlich ...“.*<sup>27</sup>

Neben diesen Gegenüberstellungen vom „Haben“ und „Nichthaben“<sup>28</sup> lassen sich, wie anschließend an verschiedenen Transkriptauszügen veranschaulicht wird, erhaltene Erinnerungsträger als Gegenstände beschreiben, denen von ihrem Besitzer ein individueller Wert, der Objektwert, zugeschrieben wird.

In diesem Zusammenhang sei auf Walter Benjamin verwiesen, der von dem Begriff der „Aura“ spricht und diese in seiner Abhandlung „Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit“ als „einmalige Erscheinung einer Ferne, so nah sie sein mag“,<sup>29</sup> definiert. In dieser gebündelten Umschreibung repräsentiert die Aura eines Gegenstands eine Ferne, die in den Gegenstand zwar eingeschrieben ist, jedoch nie erreicht werden kann. Bezogen auf die Erinnerungen, die an Dinge gebunden sind, lässt sich mit der von Benjamin erwähnten Ferne eine zeitliche Distanz beschreiben.<sup>30</sup> Das Objekt besitzt folglich eine erinnerungsauslösende oder Erfahrungen vergegenwärtigende Kraft. Die Formulierung „einmalige Erscheinung“ hingegen kann sowohl an die immer neue Subjektivität des Blicks des Betrachters als auch an die Vergegenwärtigung einer Beziehung zu einer einzelnen, dem Besitzer bekannten Person ange-

25 G. B., T. S. 3.

26 H. G., T. S. 3.

27 R. K., T. S. 1.

28 König 2000, S. 79.

29 Benjamin 1974 a, S. 479.

30 Vgl. Stoessel 1983, S. 45.

lehnt sein.<sup>31</sup> In diesem Fall fungiert das Objekt als Beziehungszeichen zu einer bestimmten entfernten oder verstorbenen Person.

Das Erhaltene lässt sich in Gegenstände mit direktem Lebens-, Orts- oder auch Zeitbezug differenzieren. Für alle drei Bezugsrahmen sind in diesem Abschnitt Interviewausschnitte aufgeführt. Allen Unterscheidungen liegt die Gemeinsamkeit gemachter Erfahrung zugrunde. Sie stellen einen Lebenslaufsbezugspunkt dar, dessen kleinster Kreis vorwiegend das eigene Leben betrifft. Erinnerter Erfahrung kann ebenso, in weiter gefassten Kreisen, beispielsweise an einen entfernten Ort gebunden oder auf einen speziellen vergangenen Zeitausschnitt hin ausgerichtet sein.<sup>32</sup> Die Gegenstände lassen sich immer allen Ebenen zuordnen, wobei je nach ihrer Repräsentativität für den Besitzer und dem Moment, in dem sich mithilfe des Objekts erinnert wird, eine der Ebenen überwiegt.

Ein Tagebuch beispielsweise kann auf den Moment verweisen, in dem seine Besitzerin es zu Weihnachten von ihrer Mutter geschenkt bekommen hat. Ebenso kann es an einzelne Einträge und mit ihm festgehaltene Situationen erinnern. Nicht zuletzt vermag sein Vorhandensein Dankbarkeit hervorzurufen dafür, dass die Schwester alle Tagebücher in Notzeiten rettete.<sup>33</sup> Dementsprechend können erhaltene oder in der Not gerettete Gegenstände einen oder sogar mehrere Bezugspunkte zum eigenen Leben herstellen. Nicht selten zeugen Spuren an den Dingen von den Lebensphasen, die der Besitzer beziehungsweise die Besitzerin durchschritten hat. Im Zuge einer überstandenen Bedrohung im Krieg wurden auch simple Gegenstände zu deren Zeugnissen. So zeigt mir Frau H. G. in ihrer Vitrine im Wohnzimmer einen aus der damaligen Wohnung geretteten Krug und einen Milchtopf, die durch die Flammen zwar schwarz anliefen, aber nicht komplett verbrannten:

*„Also der [Krug] stand im Wohnzimmer bei meinen Großeltern auf ‘m Bord [...] Und so hat er da gestanden auf der Erde. Wahnsinn, nich. Ja, is ‘n bisschen schwarz und der Deckel is auch weg. [...] (H.G. liest Aufschrift): ‚Behüt‘ dich Gott, es wär‘ so schön gewesen, behüt‘ dich Gott, es hat nicht sollen sein‘. Der gehörte meiner Mutter, der Krug. ‚Abschied‘ heißt es da. [...] Ja, hat er gut überstanden. [...] Und*

31 Vgl. Stoessel 1983, S. 45. Das Objekt fungiert als Erinnerungsgegenstand.

32 Innerhalb des ausgewählten Samples ist die größte Gemeinsamkeit die Zeit der 1930er bis -40er Jahre. Alle befragten Personen haben diese Zeit bewusst miterlebt und besitzen Gegenstände, die sie an diese Jahre erinnern. Diese Ebene der Zeit bildet beim Prozess des Erinnerns die Basis für die Ebene des Ortes, beispielsweise der Kindheit bei den Eltern, der Kinderlandverschickung oder der Gefangenschaft. Inmitten eines begrenzten Raums erstreckt sich daraufhin der Erfahrungshorizont des Einzelnen.

33 R. K., T. S. 4.



Abb. 2: Milchtopf und Bierkrug, Erinnerungsgegenstände von Frau H.G. Foto: Juliane Kühne, 2012.

das andere war hier der Milchtopf [...] Ach ja, da is er ja. Der is ja auch so schwarz“.<sup>34</sup>

Der Hinweis auf das Spruchband „Abschied“, das den Krug ziert, verdeutlicht neben den Brandspuren und der Aufbewahrung in der Vitrine zusätzlich die emotionale Aufladung, den Abschied vom Zuhause. Die beiden Steingutgefäße sind zu Repräsentanten dessen geworden, was den Brand nicht überstanden hat.

Eine ganz ähnliche Bedeutungsaufladung erfuhr ein Sektglas, welches ebenfalls nach einer Ausbombung als einzige Habe oben auf dem Schuttberg lag und geborgen werden konnte:

„Dieses Glas kann durch den Luftdruck nur runter geschwebt sein. Und dass es also dann auf dem Haufen lag ... Man konnte ... es hatte auch gar keinen Sinn, dass ich da anfang irgendwie ... denn wir waren ja im vierten Stock gewesen“.<sup>35</sup>

Aus diesen beiden Aussagen wird deutlich, dass die Zeugnisse der Ausbombung nicht als stumme Mahnung angesehen werden, sondern sich in der Erzählung auch ihrer dokumentarischen Kraft bedient wird.

Gerettete Objekte, gleich ob selbst gerettet oder von anderen, haben ebenfalls einen Objektwert, der unter anderem durch den Akt der Rettung oder durch die Herausstellung als einzige Habe in der Zeit des Zusammenbruchs ent-



Abb. 3: Krug mit der Aufschrift „Behüt‘ dich Gott / es wär‘ so schön gewesen“ aus dem Besitz von Frau H.G. Foto: Juliane Kühne, 2012.

34 H. G., T. S. 8.

35 R. K., T. S. 1.

stand. Herr D. B., der mir während des Interviews sehr viele Fotos zeigt, fügt ausdrücklich zu einem Bild hinzu: „*Und dieses Bild hat meine Mutter gerettet aus unser 'm zerbombten Haus*“.<sup>36</sup>

Bei dieser Aussage Herrn D. B.s drückt sich der Objektwert darin aus, dass er nicht darlegt, was auf dem Foto abgebildet ist oder wie es entstand, sondern zuerst die Rettung des Bildes erwähnt. Für Herrn D. B., der als Soldat sein Elternhaus nie wiedersah, besitzt das Bild zwei Ebenen: Zum einem ist es für ihn ein Objekt an sich, ein geretteter Gegenstand, der auf die Heimat am Stettiner Haff verweist, und zum anderen bildet das Foto seinen Bruder ab. Während die zweite Ebene informellen Wert besitzt, entspricht die erste Ebene einer Auratisierung, einer rückbezüglichen Objektaufladung mit einer nachträglichen Bedeutung.

Ein weiteres Beispiel für die Auratisierung von Dingen zeigt sich bei Frau H. G. in Form mehrerer Poesiealben, die ihr helfen, sich an die Freunde und die Schulzeit zu erinnern:

„... *das [Persönliche] hatte ich ja unten in der Kiste im Keller. Ja, meine Poesiealben hab ich da ... die hab ich auch dadurch gerettet, nich. Die hab ich jetzt schon oft mitgehabt zum Klassentreffen*“.<sup>37</sup>

Die Alben haben für ihre Besitzerin bereits eine erinnerungsauslösende Kraft, sobald sie sie im Gespräch erwähnt. Frau H. G. hat die Schulzeit und jüngere Klassentreffen vor Augen, ohne dabei ein Buch aufzuschlagen. Die Poesiealben und Kinderbücher stellen nicht nur einen persönlichen Bezug her, sondern verweisen auch auf einen speziellen Zeitausschnitt, in diesem Fall die Schulzeit. Hierzu lässt sich ein weiteres Beispiel finden, in dem ganz ähnliche sowohl ortsbezogene als auch persönliche Faktoren den Wert des Gegenstands für seine Besitzerin bestimmen:

„*Ganz durch Zufall, muss ich ehrlich sagen, hab ich einiges an Papieren gerettet, die mir sehr wichtig waren. Nicht nur mein Personalausweis noch mit 'nem Fingerabdruck aus Breslau, sondern auch den Beschäftigungsnachweis, dass ich also hier meine Rente einreichen konnte. Das, das war aber Eingebung, sag ich*“.<sup>38</sup>

Die Betonung des Fingerabdrucks als Zeichen der Widererkennung und Einmaligkeit übersteigt als auratischer Wert den dokumentarischen Charakter des Ausweises. Der Fingerabdruck, der hier fast beiläufig genannt wird, schafft auf ganz sonderbare Weise eine Nähe, die doch immer fern bleibt.

36 D. B., T. S. 5.

37 H. G., T. S. 4.

38 G. H., T. S. 8.

Gegenstände können, wie bereits durch die Zeugnisse der Ausbombung verdeutlicht, als Zeichen einer schweren, doch überstandenen Lebensphase angesehen werden. Dies kann auch mit einem Beispiel aus der Nachkriegszeit belegt werden:

*„Aber eins hab ich eigentlich ... Ein Buch, was wir bereits auf Pellworm wiederbekamen, das war die Familienbibel. Das hatte nicht ich, sondern ein anderer gerettet und uns wieder übergeben. Das war das einzige Buch, was ich im Jahre '51 mit nach Kiel nahm. Und wenn man heute die Schränke sieht, dann denkt man, es ist gar nicht möglich mit einem Buch auszukommen“.*<sup>39</sup>

Die damalige Bedeutung, die der Familienbibel zukam, war gewiss in erster Linie der Bezug zur Familie, während die Erzählerin das Buch heute vorwiegend mit der Zeit des Mangels und der Neuorientierung verbindet, in der der familiäre Traditionsträger womöglich eine wichtige, kraftgebende Konstante bildete.

Eine Bedeutungsverschiebung mit dem Voranschreiten in den Lebensphasen lässt sich ebenfalls in der Schilderung J. M.s über den Umgang mit einer Auswahl von Familienfotografien nachweisen. Er zeigt mir einen Stapel von zehn Fotos, die mit einem Gummiband zusammengehalten werden und die Aufschrift „zehn Fotos, die in Russland waren“, tragen:

*„Jo, das sind so zehn Fotos, die ich eigentlich die ganze Zeit, wo ich von zu Hause weg bin und damit also meiner Militärzeit und dann hinterher auch bei meiner Gefangenschaft immer irgendwie bei mir gehabt habe. Und die hat mir, bei aller Fairness ((zynischer Ton)), die man so erlebt hat, nich, hat mir sie keiner dann abgenommen. Auch nicht in der Gefangenschaft, wo ja manche Dinge relativ rigoros ... was man so mit sich hatte, ne“.*<sup>40</sup>

Zur Einberufung Herrn J. M.s wählte er diese zehn Bilder aus verschiedenen Familienalben aus, um fern von der Heimat etwas bei sich haben zu können, das ihm seine Familie nahebrachte und ihm half, die harten Kriegsjahre zu überstehen. Heute sind sie, wie bereits die dokumentarische Beschriftung und die Aufbewahrung im Kochgeschirr aus der Gefangenschaft zeigt, Zeugen einer leidvollen Lebensphase. Die Fotoalben, samt allen Bildern, die er auswählte, sind ihm erhalten geblieben, und doch bewahrt Herr J. M. die ausgebleichenen und verschlissenen „zehn Fotos, die in Russland waren“, auf als Erinnerungsträger mit einem sehr persönlichen Objektwert.

Das erwähnte Kochgeschirr aus Aluminium ist ein Zeugnis der russischen Gefangenschaft. Es trägt Gravuren, die nach Wunsch von einem Gefangenen im Lager erstellt wurden. Durch die Gravur der Heimatanschrift, des Kieler Stadtwappens und eines

39 G. H., T. S. 8.

40 J. M., T. S. 7.

Segelflugzeugs gab Herr J. M., wie viele der anderen Gefangenen auch, dem einheitlichen Geschirr einen persönlichen Bezug und sich selbst die Hoffnung auf eine Rückkehr in die Heimat. Noch heute scheint das Alu-Kochgeschirr stellvertretend für drei Jahre im Gefangenenlager, in denen es der einzige persönliche Besitz Herrn J. M.s war, zu stehen.

Stärker ortsbezogen scheinen dagegen die Erinnerungen zu sein, die mit einer Anstecknadel verbunden sind, die Herr K. P. mit den Sachen aufzählt, die ihm aus der Heimat geblieben sind:

*„Das sind Papiere, die meine Mutter noch gerettet hatte und auch zum Beispiel dieses Schreiben meines Vaters. Und äh, eine Vereinsnadel, die da hinten liegt, vom Segelclub in Stettin. Ja, was ist noch geblieben?“<sup>41</sup>*



Abb. 4: Kochgeschirr aus der russischen Gefangenschaft von Herrn J. M. Foto: Juliane Kühne, 2010.

Die Vereinsnadel, die sichtbar am Schreibtisch im Arbeitszimmer aufbewahrt wird, verweist auf die Mitgliedschaft im Stettiner Segelclub und auf die Verbundenheit zum Ort. Dieser Erinnerungswert ist, wie in den meisten Fällen, allerdings nur demjenigen ersichtlich, der den kontextuellen Bezug zum Objekt auch herstellen kann.

So sind es schließlich „[n]icht die Objekte als solche [...], die diese Bindung hervorrufen, sondern die Geschichten, durch die Objekt und Subjekt miteinander verbunden sind“.<sup>42</sup> Der „Objektwert“ ist durch die erfahrbare Präsenz des Gegenstands demjenigen gegeben, der in dem Ding einen vertrauten Gegenstand erkennt. In Anlehnung an Benjamin wird der Blick, mit welchem man ein Objekt ansieht, von ihm selbst erwidert.<sup>43</sup> Es bedarf keiner weiteren Beschäftigung,<sup>44</sup> sondern allein das sichtbare Objekt löst eine Stimmung auf der Seite des Betrachters aus. Dieser Vorgang der Bedeutungszuweisung lässt sich als Objektaufladung beschreiben. Denn die Kraft, die von einem Gegenstand ausgeht, ist ihm vom Menschen eingeschrieben, wird daraufhin

41 K. P., T. S. 9.

42 Hahn 2005, S. 32.

43 Benjamin 1974 b, S. 670.

44 Seine Funktionstüchtigkeit muss nicht geltend gemacht und sein Inhalt nicht angeeignet werden. Das Objekt für sich ist emotionsauslösend.

subjektiv wahrgenommen und ist der Veränderung des Blicks unterlegen.<sup>45</sup>

Die Auseinandersetzung mit dem Verlust von persönlichen Objekten kann so verschieden sein, wie die den Dingen individuell zugemessene Bedeutung, doch erfolgt sie stets entlang wahrnehmbarer Erinnerungsauslöser, imaginiertes Erinnerungsbilder und/oder über Erinnerungshandlungen, von denen das in diesem Aufsatz aufgezeigte „Erzählen über den Verlust“ nur eine Form von vielen darstellt.

## Literatur

- Benjamin, Walter (1974 a)  
Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit. Zweite Fassung. In: Rolf Tiedemann, Hermann Schweppenhäuser (Hg.): Walter Benjamin. Gesammelte Schriften. Bd. 1, 2. Frankfurt/M., S. 471-508.
- Benjamin, Walter (1974 b)  
Zentralpark. In: Rolf Tiedemann, Hermann Schweppenhäuser (Hg.): Walter Benjamin. Gesammelte Schriften. Bd. 1, 2. Frankfurt/M., S. 655-690.
- Goffman, Erving (1982)  
Das Individuum im öffentlichen Austausch. Mikrostudien zur öffentlichen Ordnung. Frankfurt/M.
- Hahn, Hans Peter (2005)  
Materielle Kultur. Eine Einführung. Berlin.
- Haubl, Rolf (2000)  
Be-dingte Objekte. Über identitätsstiftende Objekt-Beziehungen. In: Hans A. Hartmann und Rolf Haubl (Hg.): Von Dingen und Menschen. Funktion und Bedeutung materieller Kultur. Wiesbaden, S. 13-36.
- Hennig, Nina (2004)  
Lebensgeschichte in Objekten. Biografien als museales Sammelkonzept (= Kieler Studien zur Volkskunde und Kulturgeschichte, Bd. 3). Münster.
- König, Gudrun (2000)  
Zum Lebenslauf der Dinge. Autobiographisches Erinnern und materielle Kultur. In: Hermann Heidrich (Hg.): Sachkulturforschung. Gesammelte Beiträge der Tagung der Arbeitsgruppe Sachkulturforschung und Museum in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde vom 15.-19. September 1998. Bad Windsheim, S. 72-85.
- Kuntz, Andreas (1988)  
Erinnerungsgegenstände – Biographische Objekte. Über die Bedeutung von Gegenständen bei der erzählten Rekonstruktion der eigenen Lebensgeschichte. In: Beiträge zur Deutschen Volks- und Altertumskunde, 25, S. 59-70.
- Langbein, Ulrike (2002)  
Geerbte Dinge. Soziale Praxis und symbolische Bedeutung des Erbens. Köln.
- Lehmann, Albrecht (2007)  
Reden über Erfahrung. Kulturwissenschaftliche Bewusstseinsanalyse des Erzählens. Berlin.
- Moses, Dirk (2000)  
Die 45er. Eine Generation zwischen Faschismus und Demokratie. In: Neue Sammlung, 40, H. 1, S. 233-263.
- Stoessel, Marleen (1983)  
Aura. Das vergessene Menschliche. Zur Sprache und Erfahrung bei Walter Benjamin. München/Wien.

---

45 Vgl. Benjamin 1974 a, S. 479.

## Jüdische Identitäten in norddeutschen Gemeinden<sup>1</sup>

*Oleg Pronitschew*

### Einleitung

„Wenn ich nicht für mich bin, wer ist dann für mich? Solange ich aber nur für mich selber bin, was bin ich? und: Wenn nicht jetzt, wann sonst?“ – Sprüche der Väter, 1.14.

Dieses alte talmudsche Zitat hat einen verdienten Platz am Anfang dieser Ausführungen. Ist es doch einer der Sätze, die mir am häufigsten während meiner Forschungen im Jahr 2010 zum zeitgemäßen Judentum in Norddeutschland begegnet sind. In akademischen wie auch öffentlichen Diskursen gleichstark präsent, ist diese Phrase zu einer fliegenden Formel der Selbst- und Fremdbeschreibung des aktuellen jüdischen Lebens in Norddeutschland geworden.

Obwohl nur partiell in der gesellschaftlichen Mitte wahrgenommen, ist das Judentum in Norddeutschland Anfang des 21. Jahrhunderts so lebendig, wie es zuletzt vor der Zeit des Nationalsozialismus der Fall gewesen ist. Eine massive Migration jüdischer Kontingentflüchtlinge aus dem Bereich der ehemaligen Sowjetunion führte Anfang der 1990er Jahre zu einer ‚Revitalisierung‘ der jüdischen Gemeinschaft in Norddeutschland, die bis zu diesem Zeitpunkt nur sehr spärlich, wenn überhaupt vorhanden gewesen ist. Nach einer zwanzigjährigen Entwicklung hat das jüdische Leben strukturell an Größe zugenommen, aber auch an ethnisch-konfessioneller Diversität. Die ethnische Palette der modernen Diaspora reicht von osteuropäischen über mitteleuropäische bis hin zu israelischen und persischen Zugehörigen. Diese verteilen sich wiederum auf unterschiedliche Konfessionen, deren Palette mittlerweile von ultraorthodox über konservativ bis liberal reicht. Eine zunehmende Ausdifferenzierung des Judentums in Norddeutschland war aber nicht nur Ausdruck einer veränderten Gemeinschaft, sondern auch die zwangsläufige Folge einer identitären Inkohärenz, die selbst Resultat einer Entfremdung des öffentlich-historischen Narrativs des Judentums und einer gelebten kulturellen Praxis gewesen ist.

In den nachfolgenden Ausführungen möchte ich anhand von Datenmaterial aus Interviews und teilnehmender Beobachtung, das im Jahr 2010 erhoben worden ist, darlegen, wie sich aus der Perspektive von Mitgliedern der jüdischen Gemeinden in Kiel und Hamburg der Umgang mit einem offiziellen ethnisch-historisch-religiösen Überbau einer kollektiven jüdischen Identität gestaltet und mit subjektiven Identitätsent-

---

<sup>1</sup> Dieser Artikel beruht auf meiner Magisterarbeit: Das Aushandeln jüdischer Identität in Kiel und Hamburg. Ein Vergleich. Phil. Fak., Uni. Kiel. Kiel 2010.

würfen in Interaktion tritt. Es sollen Konturen, Grenzen, Relationen und Begriffe einer historisch-ideologischen diskursiven Formation herausgearbeitet werden, die aus subjektiver Perspektive aktiv angeeignet und transformiert wird. Meine Studie verortet ich als einen Beitrag zur Erforschung des modernen Judentums, die in den Sozial- und Kulturwissenschaften vor allem in den letzten 20 Jahren zugenommen hat, wobei sie immer noch quantitativ deutlich hinter der Erforschung des historischen Judentums zurückbleibt.<sup>2</sup> Zugleich ist diese Untersuchung Teil der Identitätsforschung, die seit Einführung des Begriffes durch den Psychologen Erik H. Eriksson ein interdisziplinäres Untersuchungsfeld darstellt, an dessen Bearbeitung sich vor allem Kultur- und Geisteswissenschaften beteiligen.<sup>3</sup>

### **Das moderne Judentum in Deutschland**

Bis zum 19. Jahrhundert war die Trennung zwischen dem Judentum und der nicht-jüdischen Umwelt eine historische Konstante. In den meisten Städten bildeten die jüdischen Bereiche separierte Enklaven, in denen nach tradierten Riten und Gebräuchen gelebt wurde. Im Laufe des 19. Jahrhunderts kam es durch die Annäherung an die bürgerliche Kultur zur sogenannten Haskala, der jüdischen Aufklärung. Dieser rege Austausch mit der nicht-jüdischen Umwelt führte zu einer konstanten Auflösung der Grenzen. Durch die rege Interaktion kam es zu Assimilationstendenzen innerhalb der jüdischen Gemeinschaft zur Umgebungsgesellschaft.<sup>4</sup> Diese Entwicklung hatte eine Pluralisierung der Glaubensformen zur Folge, womit eine jüdisch-religiöse Selbstdefinition nicht zwangsläufig mit einer orthodoxen Lebensführung gleichgesetzt werden musste. In diesem Prozess entstanden die modernen Glaubensströmungen des Judentums, wie zum Beispiel Reform, Orthodox, Konservativ oder Liberal. Nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten erlebte diese Pluralisierung einen Rückgang. Durch die hohe Bedeutung der Abstammung in der Rassenideologie wurden selbst Personen als Juden gekennzeichnet, deren Verbindung zum Judentum sich oftmals nur noch durch den Familiennamen äußerte. Diese Kennzeichnung führte zu einer erneuten Abgrenzung von der Umgebungsgesellschaft, die auch noch nach dem Zweiten Weltkrieg beibehalten wurde.

Trotz der Massenvernichtung durch den Holocaust, gab es auch nach 1945 eine jüdische Gemeinschaft in Deutschland. Die neuen Gemeinden waren dabei von einer

---

<sup>2</sup> Eine Feststellung, die auch schon andere Autoren getroffen haben, wobei unter anderem besonders die historisch-traumatische Distanzierung zwischen Deutschland und dem Judentum als Grund für die langsame Annäherung angeführt wird; vgl. Hegner 2008, S. 17 ff.

<sup>3</sup> Vgl. Reckwitz 2001.

<sup>4</sup> Siehe Lowenstein 2012.

starken ethnischen Diversität gekennzeichnet, da sie sich nicht nur aus Überlebenden der Massenvernichtung zusammensetzten, sondern auch aus Exil-Rückkehrern oder „Displaced Persons“, osteuropäischen Juden, die von den Nationalsozialisten aus ihren Ursprungsländern verschleppt wurden und nach dem Zweiten Weltkrieg in den Besatzungszonen gestrandet waren. Vor allem kulturelle und sprachliche Barrieren boten Konfliktpotenzial für die neugegründeten Gemeinden. Dazu kam eine Nicht-Anerkennung durch den Staat Israel, da nach dem Holocaust ein jüdisches Leben in Deutschland unmöglich schien. Bedingt durch die traumatischen historischen Erfahrungen, die distanzierte Haltung zur deutschen Nationalidentität und die geringe Mitgliederstärke wandte sich auch die kultische Ausrichtung der Gemeinden einer Einheitsorthodoxie zu, womit die Situation in den ersten Jahrzehnten der Bundesrepublik einem Regress zu einer Situation vor der „Haskala“ glich.

In der Zeitspanne von 1945 bis 1990 verlor die jüdische Gemeinschaft zunehmend an Mitgliedern, da viele sich von einer jüdischen Herkunft distanzieren, sei es um „problemloser“ in einer historisch behafteten Umgebung zu leben oder aus einer Protesthaltung gegenüber den als starr empfundenen Strukturen des Judentums in Deutschland.<sup>5</sup> Gegen Ende der 1980er Jahre war das öffentliche Judentum in der Bundesrepublik Deutschland stark überaltert und nur noch an den einwohnerstärksten Orten in festen Strukturen organisiert.

Durch die politischen Umwälzungen in Osteuropa kam eine unerwartete neue Dynamik in diesen Prozess. Im Jahr 1990 wurde eine Übereinkunft zwischen den jüdischen Institutionen und der Bundesrepublik über eine Aufnahme von jüdischen



*Abb. 1: Mauerreste der 1869 erbauten Synagoge in der Haßstraße, Kiel. Im Jahr 1910 erhielt die jüdische Gemeinde in Kiel eine neue, größere Synagoge in der Goethestraße. Foto: Oleg Pronitschew, 2012.*

<sup>5</sup> Vgl. Tauchert 2007, S. 29 ff. Es sei an dieser Stelle auf die Generationenkonflikte verwiesen, bei denen vor allem der Zentralrat und die Gemeindestrukturen wegen einer mangelnden Repräsentationsrolle in der Kritik standen; vgl. Tauchert 2007, S. 240 ff.

Kontingentflüchtlingen aus ehemaligen Sowjetländern getroffen, in denen ein neuer Antisemitismus am Aufkommen war. Migrationswellen waren grundsätzlich nichts Neues für die jüdischen Gemeinden, so sind im Zeitraum von 1945 bis 1989 ca. 1000 Juden pro Jahr in die Bundesrepublik migriert.<sup>6</sup> Die neue Migrationswelle weilte allerdings strukturell und sozio-kulturell in einer neuen Größenordnung. „Die offiziellen Mitgliedszahlen der jüdischen Gemeinden stiegen sprunghaft an: von 29.089 im Jahr 1990 auf einen Höhepunkt im Jahr 2006 mit 107.794.“<sup>7</sup> Die Gemeinden übernahmen teilweise die Aufgabe der Integration der Kontingentflüchtlinge, bei der sich etliche Probleme ergaben. In der Sowjetunion wurde das Judentum ethnisch und über die patrilineare Abstammung definiert. Hinzu kam eine jahrzehntelange antireligiöse Erziehung, die eher auf einen kollektiven Atheismus gezielt hatte. In der deutschen jüdischen Gemeinschaft war hingegen eine religiöse Definition dominant, was nicht zuletzt in der völkischen Verfolgung durch die Nationalsozialisten seinen Ursprung hatte. Dieser Umstand führte zu Problemen bei der Anerkennung des Judentums in den deutschen Gemeinden, die nach der religiösen Lehre der Halacha alle Mitglieder matrilinear bestimmten und somit einen nicht unerheblichen Teil der Einwanderer ausschlossen. Durch die wachsende Anzahl der Mitglieder war die Formation von anderen jüdischen Glaubensrichtungen, außerhalb der Orthodoxie, möglich, so dass verstärkt liberale und konservative Gemeinden gegründet wurden, bei denen eine Anerkennung wahrscheinlicher wirkte. Im Jahr 2005 wurden bei der Aufnahmeregelung Veränderungen durchgeführt, die zu einer Limitierung der Einwanderung führten, wodurch die Zuwanderung abebbte.<sup>8</sup>

Allen strukturellen Schwierigkeiten zum Trotz war die „Revitalisierung“ jüdischen Lebens in Deutschland erfolgreich. Auch die Gemeinden, deren Mitglieder nachfolgend zu Wort kommen, waren Teil dieser Entwicklung und sind beispielhaft für die Situation des modernen deutschen Judentums. Im Fokus stehen eine große orthodoxe und eine kleinere liberale Gemeinde in Hamburg sowie zwei Gemeinden in Kiel, von denen ebenfalls eine orthodox und eine liberal-konservativ ist.<sup>9</sup>

Insgesamt wurden während der Erhebung neun narrative Interviews und Experteninterviews aufgenommen, die durch Gedächtnisprotokolle von teilnehmenden Beobachtungen an Gebeten, Treffen und Gesprächen ergänzt werden.<sup>10</sup> Aus Gründen der

---

6 Vgl. Richarz 1988, S. 22.

7 Lowenstein 2012, S. 148.

8 Vgl. Hegner 2008, S. 40 ff.

9 Vgl. Kornblum 1998 und Fenyes 2006.

10 Die Interviews wurden auf Deutsch und Russisch geführt und von mir übersetzt. An den notwendigen Stellen wird auf den ethnischen Hintergrund der Befragten verwiesen.

Anonymisierung werde ich die Namen der Interviewpartner im Nachfolgenden mit Buchstaben abkürzen und ihre Position in der Gemeinde vage andeuten, wobei nicht alle Interviewpersonen Mitglieder der Gemeinden waren. Ein Interviewpartner, der im Folgenden Herr A benannt wird, war Mitglied der orthodoxen Jüdischen Gemeinde Lübeck und wurde von mir aufgrund seiner aktiven Teilnahme an der politisch-öffentlichen Entwicklung der jüdischen Gemeinden in Norddeutschland seit 1989 um ein Interview gebeten.

### **Identitätspolitik der Gemeinden**

In der jüngeren Forschung wurde immer wieder darauf verwiesen, dass die jüdischen Gemeinden eine institutionelle Bestätigung der jüdischen Identität darstellen.<sup>11</sup> Jüdische Gemeinden als Institutionen mit einer Repräsentationsfunktion haben einen bestimmten Einfluss auf die gemeinschaftsinterne und -externe Inszenierung jüdischer Identität.<sup>12</sup> Während meiner Interviews hat sich das Bild einer bestimmten Identitätspolitik der Gemeinden verdichtet, die Teil eines Gruppenbildungsprozesses ist.<sup>13</sup> Die Integration spielt eine erhebliche Rolle in der Identitätspolitik der Gemeinden. Frau G von der Orthodoxen Gemeinde Kiel nahm in unserem Interview eine Selbstpositionierung vor:

*„Aber unsere Aufgabe ist, das ihnen [den Einwanderern] beizubringen, auch zu zeigen, zu erzählen, was ihre Identität ist und da können wir schon feststellen, dass immer mehr Menschen sich dafür interessieren und immer mehr auch junge Menschen, stellen wir fest, sich auch wieder in ihrem Judentum wiederfinden und auch ein jüdisches Leben führen oder fangen an. Da sind wir auch dem Staat gegenüber verpflichtet. [...] Deswegen haben wir auch so viel Vertrauen von den Ausländerbehörden usw. hier, dass man weiß, wir überprüfen hier, ob Leute jüdisch sind oder nicht. [...] Eigentlich nehmen wir nur in die Gemeinde auf als Mitglied die Menschen, die nach der Halacha, nach dem jüdischen Gesetz jüdisch sind. [...] Unsere ganze Arbeit ist ja von Anfang an ... haben wir diese Arbeit zweigleisig und zweisprachig gemacht, also zwei Mal Integration. Einmal Integration in die deutsche Gesellschaft und einmal auch in die jüdische Gemeinschaft oder überhaupt ins Judentum, aufgrund der Tatsache, dass viele es nicht wissen und nicht wissen konn-*

11 Die Gemeinden weisen Personen somit erst als legitime Zugehörige des Judentums aus.

12 Vgl. Körber 2005, S. 118 ff.

13 Bei dem Terminus „Identitätspolitik“ möchte ich mich an Stuart Hall anlehnen, der darunter eine Art von diskursiver Positionierung von Subjekten versteht, die durch die umgebenden Verhältnisse positioniert werden, aber sich ebenfalls zu selbigen positionieren; vgl. Hall 1989, S. 30 ff. Intentionale und zufällige Entwicklungen dieser Politik sind dabei ein Streitpunkt.

ten.“ (Frau G – Orthodoxe Jüdische Gemeinde Kiel, im Folgenden OJGK)

Die zwei Ebenen der religiösen und sozialen Integration sind entsprechend aneinander gekoppelt und ergänzen sich im Enkulturationsprozess. In diesem Kontext wurden allerdings schon erste Differenzierungen getroffen und zwischen einer jüdischen Gemeinschaft sowie einer Umgebungsgesellschaft unterschieden: „*Na sicher, wir haben alle nur ein Ziel: Sich integrieren, nicht vermischen, sondern sich zu integrieren. Wenn wir hier schon leben.*“ (Frau B – Liberale Jüdische Gemeinde Hamburg = LJGH)

„*Wir wollten auch keine Randgesellschaft hier schaffen und die Leute nicht irgendwie sich von der Gesellschaft abschotten und zwar bei aller Bewahrung des, der jüdischen Identität. [...] Das wollen die Leute überhaupt nicht assimilieren, das [ist] eigentlich für [das] Judentum tödlich und nicht gut, aber integrieren in die Gesellschaft, damit sie vollständige Mitglieder dieser Gesellschaft sind und trotzdem ihr Judentum aufbewahren oder neu kennenlernen, das war für uns wichtig.*“ (Frau G – OJGK)

In der Darstellung der Integration ist vor allem eine multikulturelle Perspektive dominant, die den Integrationsbemühungen zugrunde liegt, daher wird nur eine strukturelle Integration angestrebt und eine transkulturelle Akkulturation in die Umgebungsgesellschaft, im Sinne einer Assimilation, abgelehnt. Die institutionelle Bescheinigung stellt allerdings die erste Zertifizierungsebene dieser Vermittlungsarbeit dar. Freizeitaktivitäten und die Erkundung neuer passender Interessengruppen machen einen nicht geringen Teil der Anstrengungen aus und bieten die Möglichkeit einer aktiven Aneignung vorhandener Identitätsmuster. Bei der Präsentation der Gemeinden hat die Betonung einer Gemeinschaftsstruktur einen starken Stellenwert:

„*Und es gibt unbedingt diese Kochseminare, die gibt es in jeder ... Diese Kochseminare werden unbedingt durchgeführt, damit sich die Leute treffen, zusammen zubereiten, dann schauen sie gemeinsam einen Film, so wird der ganze Tag gemeinsam geführt.*“ (Frau E – Liberale jüdische Gemeinde Kiel = LJGK)

Zentral ist damit eine Performanz der Gruppenkonstitution. Neben Freizeitaktivitäten, können diese Prozesse auch in den Deutschunterricht eingebunden werden, der für Mitglieder mit Migrationshintergrund betrieben wird:

„*Also wenn du dich mit der deutschen Sprache befasst, dann kannst du dir ja auch das Thema aussuchen. Also aus einem bestimmten Grund nennt sich das Integration und Identität. Also diese Identität und Integration, nun ich bin selbst Pädagogin und kann dir deshalb sagen, dass es mir nicht schwierig ist. Ich kann mir eine Methode aussuchen. [...] Ich habe mich bemüht, das alles auf irgendeine Weise zu verbinden und zu verpacken. Irgendeinen Film, Videomaterial mitbringen, damit*

*es attraktiv ist, damit es interaktiv ist, damit wir [...] alle zusammen sind in diesem lernenden Prozess.“ (Frau E – LJGK)*

### **Historische Identität**

In den geführten Interviews tauchten immer wieder historische Bezüge auf. Das Motiv einer Wiederbelebung war dabei dominant:

*„Wurzeln, das ist eine sehr große Sache, das ist viel globaler als dein Leben. Alles was mit deinen Vorfahren zu tun hat, hat auch mit Wurzeln zu tun und natürlich gibt es einen tieferen Sinn dahinter, dass Juden über so viele Jahre ihre Traditionen erhalten haben.“ (Frau H – LJGH)*

Eine Ergündung des Ursprungs wird mit der Erforschung einer verschollenen Herkunft assoziiert. Ein leitendes Muster ist dabei der Topos einer historischen Rückkehr. Die Umschreibung der Rückkehr durch eine Wurzel-Metapher war ein auffälliges Motiv während der Gespräche. Es gibt der Revitalisierung den Eindruck einer Natürlichkeit, daher einen selbstverständlichen Bezug zu einem verlorengegangenen Zustand. Diese Revitalisierung wird allerdings auf einer subjektiven wie kollektiven Ebene thematisiert. In diesem Kontext findet auch eine symbolische Aneignung historischer Strukturen durch die Gemeinden statt.<sup>14</sup>

*„Es gab auch vorher schon einen Landesverband jüdischer Gemeinden. Der Name hat vor dem Krieg mehrfach gewechselt. [...] Es ist ganz klar also in der Gründungsurkunde und in der Satzung festgeschrieben, dass wir anknüpfen an die Tradition des deutschen Judentums und auch des Judentums in Schleswig-Holstein und uns auch von Anfang an, und das wurde auch so angemeldet, auch bei der Vergabe der Körperschaftsrechte als Nachfolger der Vorkriegsverbände [...] und dieses Erbe übernehmen und das ist auch offiziell bestätigt worden [...] und insofern [...] knüpfen wir gerade auch mit dieser Offenheit und Vielfalt, die wir versuchen anzubieten, knüpfen wir auch ja an das an, was es in Kiel vor dem Krieg schon gab und vor der Shoah schon gab.“ (Herr D – LJGK)*

Die Adaption findet dabei nicht nur auf institutioneller Ebene statt, sondern auch im Mitgliederrahmen. Besonders sticht der Stellenwert von Exkursionen hervor, die zu historischen Erinnerungsorten führen:

*„Es gibt Exkursionen, vor allem mit dem Ziel der Erkundung von jüdischen Orten und dort, wo es keine Juden gibt, dort gibt es Orte, wo es Erinnerungsorte gibt. Dort gibt es jüdische Friedhöfe.“ (Frau B – LJGH)*

<sup>14</sup> Ein Aspekt, auf den schon in jüngerer Forschungsliteratur verwiesen wurde; vgl. Hegner 2008, S. 149 ff.

Für die offizielle Identität wird somit in der Identitätspolitik der Gemeinden aktiv ein historisches Fundament konstruiert.<sup>15</sup> Der Umgang mit Geschichte ist aber auch von einigen Interviewpartnern beklagt worden:

*„Man stellt sich ja immer vor: Blühendes jüdisches Leben, dann kam Hitler, dann war alles tot, dann kamen die Kontingentflüchtlinge. Das ist ja nicht ganz verkehrt, aber so war es eigentlich nicht, sondern: Blühendes jüdisches Leben, dann kam Hitler, dann war alles tot, das stimmt schon, aber 1945/46 kamen sehr viele Juden nach Lübeck, displaced persons. Lübeck war eine wichtige Durchgangsstation für die Aaliyah.“<sup>16</sup> (Herr A)*

Herr A thematisiert hier insbesondere die Geschichtsetappe im Zeitraum zwischen 1945 und 1989, die im öffentlichen Diskurs über das Judentum in Deutschland zumeist ausgeblendet wird und erst mit jüngeren Forschungen zutage gefördert wurde.<sup>17</sup> Ein anderes Thema war die selbstverständliche Dominanz orthodoxer Gemeinden:

*„[...] Also es war ja lange Zeit so, dass hier ja diese sogenannte Einheitsorthodoxie in Deutschland herrschte, weil wir so wenige waren. Es war dann so, dass natürlich erst mal alle in die bestehenden jüdischen Gemeinden eingeschrieben wurden. Ob sie da nun reinpassten oder nicht. [...] Die Staatsverträge, die es gab, auch mit jüdischen Gemeinden, die lauteten ja immer auf Förderung jüdischen Lebens, jüdischer Gelehrsamkeit, jüdischer Religiosität usw. und Unterstützung und Verantwortung. Das war auch alles gut und alles richtig. Nur hatte man dann ein Problem, dass eigentlich dieses Judentum in Deutschland fast nichts mehr mit dem Judentum zu tun hatte, wie es das vor dem Krieg in Deutschland gab. Was ja auch daran lag, dass der größte Teil der Gemeindeneugründungen nach dem Krieg von Leuten vorgenommen wurde, die selbst aus Polen kamen oder aus Litauen, also die nicht wieder nach Hause konnten. Die kamen aus den Konzentrationslagern ...“<sup>18</sup> (Herr D – LJGK)*

Da auch orthodoxe Vertreter sich historischer Bezüge bedienen, um ihre Position zu begründen, wird Geschichte zu einem umkämpften Feld der Repräsentation:

15 Auf diese Prozeduren hat ebenfalls Victoria Hegner in ihrer Studie über jüdische Gemeinden in Berlin und Chicago verwiesen; vgl. Hegner 2008, S. 123 ff.

16 Unter der Aaliyah wird die religiöse Pflicht eines jeden Juden, nach Israel „heimzukehren“, umschrieben; vgl. Tauchert 2007, S. 126 ff.

17 Vgl. Richarz 1988, Tauchert 2007, Lowenstein 2012.

18 In diesem Kontext wird eine Debatte thematisiert, die seit dem Aufkommen der liberalen Gemeinden in den 1990er Jahren geführt wird. Dabei geht es darum, dass die orthodoxen Gemeinden mit ihren rigorosen Aufnahmekriterien Personen ausgrenzten und diese Ausgegrenzten partiell von den liberalen Gemeinden aufgenommen wurden; vgl. Hegner 2008, S. 35 ff.

*„Ich wusste ganz genau, dass ich sehr viel nicht weiß. Aber ich wollte eigentlich wenn schon, dann richtig, ja? Wenn für mich gebetet wird oder meinetwegen damals Bar Mizwa gefeiert oder irgendwann, dann wollte ich [...] also wenn ich schon die Kleinigkeiten, die wir damals angefangen haben zu machen, in Sachen Juden, wollte, dass das auch richtig ist. So wie wir das auch aus unserer Vorgeschichte kennen, von unseren Ur- und Uurgroßeltern.“ (Frau G – OJGK)*

Gerade die genannten Werteschemata wie ‚richtig‘ bezeichnen die Inszenierung von Authentizität als eine wichtige biografische Begründung. Durch das Prädikat des ‚richtigen‘ Judentums werden andere Strömungen zwangsläufig als verfälschte Varianten gekennzeichnet. Die Anknüpfung an einen chronologisch vorgelagerten Metaraum macht die Konstruktion schwer verifizierbar. Ebenso erweist sich das Modell historischer Kontinuität als recht flexibel von den Erklärungsmöglichkeiten her. Selbst Konflikte bekommen einen geschichtlichen Charakter und dienen dazu, die aktuelle Situation zu erklären:

*„Der neunte Mai ist ja, wie ich gelernt habe, der höchste russische Feiertag und Herr L war 1944, der war im Warschauer Ghetto. [...] Hat miterlebt wie die Rote Armee den großen Warschauer Aufstand hat ausbluten lassen. [...] Seitdem ist er auf die Rote Armee nicht mehr gut zu sprechen. Das kann man auch verstehen. Auf der anderen Seite eben Herr K und die natürlich alle Offiziere in der roten Armee waren, ja und, wir haben den Faschismus besiegt‘. Da prallten dann zwei Kulturen doch aufeinander.“ (Herr A)*

Die historischen Rahmenvorgaben prägen die kollektiven Identitätsentwürfe und den Artikulationsraum, der sich dadurch für Angehörige ergibt.

### **Religiöse Identität**

Genauso wie historische Aspekte spielt auch die Religion eine Rolle beim Identitätsentwurf. Dabei geht es weniger um die Überzeugung einer kultischen Lebensführung, sondern eher um eine diskursive Vorstellung. Besonders Authentizität übernimmt eine dominante Funktion bei der religiösen Profilierung. Eine gängige Strategie war dabei, selbige anderen abzusprechen. Auf meine Frage, ob alle Mitglieder im orthodoxen Landesverband auch so leben, antwortete mir Herr D von der liberalen Gemeinde Kiel:

*„Nein! Glaube ich nicht. Also ja und nein. Ich weiß es nicht. Also nach meiner Erfahrung, dem was ich gucke, was ich mitbekomme und die Leute, die ich privat kenne, lebt in dem anderen Landesverband auch fast niemand wirklich religiös [...]. Aber wenn man sagt, man ist orthodox, dann sollte man auch so leben, ansonsten finde ich es einen Etikettenschwindel und nicht sehr schön, also ich finde man sollte*

*ehrlich bleiben.“*

Herr D assoziiert mit einer religiösen Einstellung ein konsequentes Einhalten religiöser Vorgaben im Lebensstil. Eine praktizierte Religion wird mit dem Bild eines gelebten Judentums assoziiert. Dieselben Vorwürfe einer Inkonsequenz werden ebenfalls von orthodoxer Seite erwidert:

*„Das Einzige, was gerade passiert, ist, dass die liberalen Gemeinden aufkommen, die sich übrigens an die Regeln der Halacha halten und deren Religiösität allein darin besteht, dass ein Gebetritus von einer Frau geleitet werden kann und dass*



Abb. 2: Denkmal zur Erinnerung an die Synagoge in der Goethestraße, Kiel. Foto: Oleg Pronitschew, 2012.

*betont, beruft sich das Reformjudentum darauf, dass die Regeln zwar gelten, aber wenn sich durch verändernde Zeitumstände der Sinn einer Regel ins Gegenteil verkehrt und aus etwas positiv Gemeintem und auch über Jahrhunderte Wirksamen etwas Schlechtes wird, dann kann man die Regel ändern [...] und der Sinn wird als der ethische und moralische Sinn [...] betont.“ (Herr D – LJGK)*

Differenzen zwischen den Gemeinden wurden hier auf eine eher konservierende religiöse Auslegung bei den orthodoxen Gemeinden und eine eher hermeneutische bei

*im Gebetssaal Männer und Frauen zusammen sitzen können, ohne einen Vorhang oder Etagentrennung. Ansonsten machen sie auch alles nach der Halacha. Also ist ihr Liberalismus auch stark begrenzt.“ (Frau I – OJGK)*

Eine konsequente Umsetzung der religiösen Vorgaben wird als Hauptargument hinsichtlich der Frage nach der religiösen Authentizität ins Feld geführt. Von liberaler Seite wird hingegen die bereits angedeutete hermeneutische Ausrichtung betont:

*„Es gibt welche, die meinen, dass die Reform ein radikaler Bruch mit der jüdischen Tradition ist. Wohingegen das Reformjudentum sich selbst ja nicht als radikalen Bruch, sondern als andere Betonung sieht. [...] Wo das orthodoxe Judentum sehr stark feststehende Regeln oder nur sehr schwer zu ändernde Regeln*

den liberalen verteilt. In den Interviews sind allerdings auch Muster aufgetreten, bei der die religiösen Strömungen auf einer übergeordneten Ebene sich einer höheren Gruppenordnung fügen. Ein Beispiel dafür ist das Konversionsverfahren, das einen Gemeinschaftszugang über eine religiöse Ebene anbietet. Bei vielen Interviewpartnern wurde dies als nicht authentische Zugehörigkeit dargestellt: *„Sie sagte mir, dass er kein Jude nach der Mutter ist. Nun sie ist auch keine Jüdin, aber sie hat ein Gijur [Konversion] gemacht.“ (Frau I – OJGH)*

Die Konversion wird auch biographisch als ein Tabubruch kategorisiert:

*„Ich weiß es von meiner Mutter, dass sie [...] nach Emigrationserlebnissen als Kind und so überhaupt nichts mehr damit [mit dem Judentum] zu tun haben [wollte], also das war diese klassische Reaktion: Ich ziehe mich zurück, ich verstecke mich sozusagen im Christentum. Das führte dann zu skurrilen Dingen, wie einer Taufe meinerseits und einer Konfirmation meinerseits und einem sofortigen Kirchenaustritt meinerseits. Ja, aber derlei Geschichten sind ja millionenfach erzählt oder hunderttausendfach erzählt.“ (Herr F – OJGH)*

Ein Übertritt in eine fremde Religion wird biographisch als ein Missgriff dargestellt, der die eigentliche Zugehörigkeit verdeckt. Erneut ist der Aspekt einer authentischen Zugehörigkeit zum Judentum entscheidend. Im öffentlichen Diskurs wird die patrilineare Selbstdefinition als ein vor allem in russischen Kreisen bestehendes Problem dargestellt, die als Hauptgruppe einer Konversion betrachtet werden.<sup>19</sup> Von manchen Interviewpartnern wurde dieser Aspekt kritisch beäugt:

*„Als ich vor einem knappen Jahr in München meine Mutter besucht habe. Sie war Sabbat-Nachmittag in die Synagoge gegangen. Dann kriegte ich auch ein Ehrenämchen, durfte die Tora mit ausheben und stand neben mir der Kantor und der Synagogendiener. [...] Keine Russen, beides Deutsche. Und wie wir da so standen, wurde mir klar, ich bin hier der einzige geborene Jude von uns Dreien. Selbst der Kantor ist übergetreten. Der Gemeindediener da sowieso. Ist nicht so, dass hier das letzte eingeschworene Häufchen traditioneller Juden wäre, dass nun von den nicht-jüdischen Kontingentflüchtlingen aufgelöst würde oder so, sondern das Problem [...] war schon immer da.“ (Herr A)*

In der Literatur zum Judentum in Deutschland zwischen 1945 und 1989 wird der von Herrn A angesprochene Aspekt ebenfalls thematisiert und mit dem nicht minderen Identitätskonflikt der deutschen Juden mit ihrem Wohnland in Verbindung gebracht, wie es Herr F beispielhaft im vorhergehenden Interviewabschnitt getan hat.<sup>20</sup> Die ,Ver-

<sup>19</sup> Vgl. Hegner 2008, S. 175 ff.

leumdung‘ durch einen Konversionsvorwurf wurde durch Herrn A ebenfalls am Beispiel eines hohen Landesverbandsfunktionärs thematisiert, den er als einen bekannten Konvertiten genannt hatte:

*„Jeder, der das öffentlich sagt, dem droht er mit Klage und schikaniert einen. Denn er sagt, seine Mutter sei jüdisch. Seine Mutter [...] hat sich noch nie in irgendeiner jüdischen Gemeinde blicken lassen. Also das Ganze ist völlig unglaubwürdig. Es ist ja kein Problem, wenn er übertritt, ja.“*

In den dargestellten Äußerungen treffen unterschiedliche Definitionen aufeinander, die um die Konversion ranken, wobei die Legitimität im Zentrum steht. Selbst Interviewpartner aus liberalen Gemeinden, bei denen eine Konversion als leichter angesehen wird, haben eine distanzierte Haltung gegenüber der Konversion dargelegt:

*„In Deutschland, in letzter Zeit, existiert die Mode zum Judentum zu konvertieren und wir wollen daran nicht teilhaben, weil wir im Prinzip ... Wir haben unsere Gemeinde für Juden gegründet und nicht für Leute, die sich als Juden fühlen wollen. Das wollten wir natürlich nicht.“ (Frau H – LJGH)*

Auch hier wird ein Jüdischsein als natürliche Gegebenheit dargelegt und die Konversion als ein Mittel umschrieben, wie sich Personen unter falschen Motiven einen Zugang ‚erschleichen‘. Für ein Umgehen der Regelungen der Halacha haben manche liberalen Gemeinden deshalb ein Freundeskreiskonzept ausgearbeitet, durch das auch Leute an der Gemeinde partizipieren können, die nicht nach der halachischen Regelung Juden sind. Es wird allerdings immer noch eine Grenze zwischen einer religiösen und einer ethnischen Zugehörigkeit gezogen.

### **Ethnische jüdische Identität**

*„Was ihre Mitgliedschaft in der jüdischen Gemeinde betrifft, muss man natürlich nachweisen, dass man wirklich jüdisch ist und nicht nur einen jüdischen Vater hat. Weil nach der Halacha gibt es nicht so oder nicht so Halbjuden. Gibt's keine Halbjuden. Gibt's Juden oder Nicht-Juden. [...] Weil, Mitgliedschaft in der Gemeinde hängt mit vielen anderen Sachen [zusammen], mit jüdischen Gesetzen, mit Heirat, Kindergeburt, auch [...] Beerdigungen, insofern, da muss schon aufgepasst werden, dass wir halachisch richtig handeln.“ (Frau G – OJGK)*

Die Halacha hat eine feste Exklusionsrolle bei der Anerkennung einer offiziellen jüdischen Identität.<sup>21</sup> Als eine Verbindung zwischen Religion und Ethnizität dient sie einer

<sup>20</sup> Vgl. Tauchert 2007, S. 66 ff.

<sup>21</sup> Auf diesen Aspekt wurde bereits in früherer Forschungsliteratur hingewiesen; vgl. Becker 2001, Körber 2005, Hegner 2008.

Differenzierung zwischen Juden und Nicht-Juden. In diesem Fall werden Riten und Bräuche als soziale Gruppengrenzen zur Abgrenzung herangezogen. Die halachische Bestätigung als Jude bildet allerdings erst den Ausgangspunkt zu einem neuen umkämpften Feld, bei dem Ansprüche einer Selbst- und Fremdbeschreibung ausgehandelt werden. Frau E aus der liberalen Gemeinde Kiel gab mir eine Beschreibung der Situation aus ihrer Perspektive:

*„Also, am Anfang, wenn solche Situationen auftraten, dass sagen wir mal es zuerst solche Situationen gab, dass, nehmen wir an, ein deutschsprachiger Jude, der den Holocaust überlebt hat, der ist jetzt in einer älteren Generation, ja? Und als die Juden [die Kontingentflüchtlinge] kamen, waren sie [die Alteingesessene] so glücklich, dass Juden gekommen sind, und sie dachten, dass wären Juden in einem europäischen Sinn, aber diese Juden kamen und feierten den 9. Mai und sangen für die Heimat und Stalin oder irgend so was. Verstehst du, sie empfanden das als Akt der Respektlosigkeit. Verstehst du, am Anfang war es leider nicht gleich klar, dass es keine boshafte Absicht gewesen ist, sondern Unwissen.“*

Die Kulturkonfliktvariante, die Frau E hier nahelegt, thematisiert die unterschiedlichen Selbst- und Fremdbilder der Gemeindemitglieder. Andere Fremdbeschreibungen weichen davon aber auch gravierend ab:

*„In Hamburg ist es [die Integration] eine Katastrophe. Also es gibt ein paar aus der ehemaligen GUS oder der Sowjetunion, der ehemaligen, die 20, 30 sind, die hundertprozentig integriert sind, aber der Großteil sind alte Leute. Sprachbarrieren, finanzielle Abhängigkeiten, also im Grunde eine Art jüdisches Proletariat, was die Gemeinde lähmt wie Mehltau [...]. Es revitalisiert sich, es ist ja auch im Grunde die Hauptaufgabe, wenn man denn in einer Gemeinde ist. Aber es sind mindestens genauso viele Menschen aus Russland und den ehemaligen Sowjetrepubliken hier, die nicht in der Gemeinde sind. Sei es, weil es halachisch nicht funktioniert und sie die Nachweise nicht erbringen können, sei es aber auch, weil es sie einfach nicht interessiert, sondern weil sie an einen Ort wollten, wo einfach die wirtschaftlichen Umstände besser sind. [...]“ (Herr F – OJGH)*

In diesen Gesprächen sind einige Bestandteile des Fremdbildes enthalten, wie es unter anderem auch von Karen Körber und Franziska Becker über den Mediendiskurs zum Kontingentflüchtling ausgeführt wurde, wonach das Bild des jüdischen Gebildeten aus dem Osten dem eines, eine jüdische Herkunft vortäuschenden, Wirtschaftsflüchtlings wich.<sup>22</sup> Dieses Bild wurde ebenfalls von manchen Interviewpartnern, die selbst russischsprachig sind, in ihr Selbstbild übernommen:

<sup>22</sup> Vgl. Becker/Körber 2001.

*„Und jetzt kommt niemand mehr. Was für eine Integration? Die Leute integrieren sich sowieso nicht in diese Gesellschaft. Sie kommen so und bleiben auch so. Ich sage nicht, dass sie ihren Prinzipien treu bleiben. Sie sind gar nichts treu. Sie sind hierhergekommen, weil es hier vorteilhafter ist. Hier ist es bequemer und mehr nicht.“ (Frau C – OJGH)*

Das Selbstbild ist, je nach Befragtem, divergierend. Manche Interviewpartner argumentierten mit dem Bildungsgrad der Einwanderer und übten sich dahingehend in einer Aufwertung. Auf meine Frage danach antwortete mir zum Beispiel Frau E (selbst Migrantin):

*„Das sind sehr viele Prozent. Mehr als siebzig Prozent in der Statistik für Deutschland. Das sind Leute mit einem akademischen Abschluss.“*

Die eigenen Beschreibungen wurden oft im Kontext einer Abgrenzung von anderen ethnischen Gruppen getroffen. Beim Interview mit Herrn F kamen wir zum Beispiel auf iranische bzw. persische Juden zu sprechen, die in Hamburg ansässig sind und neben



*Abb. 3: Jüdischer Friedhof in der Michelsenstraße, Kiel.  
Foto: Oleg Pronitschew, 2012.*

deutschen und russischen Juden die größte ethnische Gruppe in der Gemeinde ausmachen. Besonders auf der Ebene der Integration wurden sie von Herrn F, einem deutschen Juden, anders positioniert:

*„Also das sind weitestgehend Leute aus sehr gehobenen und sehr bildungsnahen Schichten. Das merkst du überhaupt nicht. Da sprechen alle Alten perfekt deutsch, die ... Nee, also da bedarf es überhaupt keiner Integrationsarbeit.“<sup>23</sup>*

Die ethnische Identität wird somit durch Heranziehung von unterschiedlichen Parametern abgeglichen. Das zeigte sich auch im Gespräch mit Frau E:

*„Weißt Du, die Sache ist so, dass diese Juden, die hier geblieben sind, die glauben nicht, dass etwas zurückkommen wird [...] und sie kommen nicht in die Gemeinde.“*

<sup>23</sup> Es war leider nicht möglich, diese Frage weiter zu verfolgen, da sich keine iranischen Juden als Interviewpartner angeboten haben.

*Erstens mögen sie keine Russen, besonders die aus Ostdeutschland. Sie denken, dass die Russen sogar noch mehr Antisemitismus und Leid, Hunger und Probleme, Armut mit sich gebracht haben. Deshalb mögen sie keine russischen, sie mögen keine ukrainischen Juden, weil sie sie nicht als Juden anerkennen, weil sie keine Juden nach dem Blut, sondern nach dem Glauben sind.“*

Frau E summiert hier abschließend die einzelnen Positionen in den Selbst- und Fremdbildern, welche die ethnischen Verhältnisse prägen. Die Differenzierung in eine ethnische und eine religiöse Selbstdefinition wird dabei zu einem leitenden Kriterium.

### **Kollektive jüdische Identität**

Wie es bis jetzt deutlich geworden ist, bilden die einzelnen Aspekte der Religion, Geschichte und Ethnizität dominante Identitätsmuster, die miteinander in Verbindung stehen. Sie geben Rahmenvorgaben für die Positionierung der Akteure und bestimmen den Artikulationsraum, in dem eine Zugehörigkeit zur jüdischen Gemeinschaft zum Ausdruck gebracht werden kann. Es handelt sich um ein sich ergänzendes Mehrebenenmodell, das in seinen Ausmaßen hier nur grob umrissen werden kann. Dieses Modell schlägt sich in der institutionellen Umsetzung durch die jüdischen Gemeinden nieder und wird auch in deren Identitätspolitik instrumentalisiert. Bei dem Gespräch mit Frau E wurde beispielhaft der Umgang mit der Identität dargelegt:

*„Der erste Weg ist der einfachste. Das ist die Assimilation [...] ‚Schickt uns keine Briefe. Wir wollen nicht, dass die Nachbarn es wissen, wir wollen, dass es niemand weiß.‘ Auf so was sage ich immer: ‚Bitte schön, aber denkt daran, dass in jeder Behörde Leute sitzen und auf den Straßen ebenfalls, die, verzeihen sie mir, nicht auf den Pass schlagen, sondern ins Gesicht.‘ Nun im Sinne dessen, dass wenn Du wie ein Jude aussiehst, kannst Du sogar schreien, dass Du Japaner bist. Was ändert das? [...] Oder es gibt den zweiten Weg: seine Wurzeln wiederfinden. ‚Du bist hierhergekommen über irgendein bestimmtes Programm oder eine Linie, deshalb solltest Du überhaupt verstehen, dass es diese gibt und Deins respektieren, Kultur, seine Zugehörigkeit. Also erkennen, wer Du bist.‘ Und solche bilden gerade den Großteil.“*

In diesem Bild kommen viele Aspekte zusammen, die bisher genannt worden sind. Eine einheitliche Gruppenidentität, die jeder Jude latent besitzt und wiederentdecken muss. Ebenfalls taucht die Wurzel-Metapher erneut auf, die auf eine historische Komponente verweist. Besonders betont wird die ideelle Integration in eine jüdische Gemeinschaft, die von einer unsicheren Umwelt abgegrenzt wird, bei der erneut ein

multikulturelles Verhältnis nahegelegt wird.<sup>24</sup> Die durch die Identitätsmuster gezogenen Grenzen werden auch performativ in den Gemeinden vollzogen. Bei allen Veranstaltungen, an denen ich teilgenommen habe, wurde eine bestimmte ethnische Differenzierung spürbar. Bei den liberalen Gemeinden waren die Mitglieder stark durchmischt. In den Veranstaltungen der orthodoxen Gemeinden waren entweder nur russischsprachige Personen vorhanden oder je nach Ethnizität stark separiert. Bei einer Integrationsveranstaltung der orthodoxen jüdischen Gemeinde Hamburg, als Migrationscafé bekannt, trafen sich Angehörige mit unterschiedlichem ethnischen Hintergrund. Deutsche, israelische und russischsprachige Juden saßen streng getrennt voneinander und auch die Interaktion fand hauptsächlich innerhalb der Gruppen statt. Dieses Verhalten vermittelte den Eindruck eines ethnischen Neben- statt Miteinanders. Einmal wurde ein performativer Akt der Einigung vollzogen. Der Vorstandsleiter der Gemeinde kam in den Saal und beglückwünschte ein älteres Gemeindemitglied zum Geburtstag. Durch diesen offiziellen Akt wurden die bestehenden Gruppengrenzen für kurze Zeit aufgebrochen und die Anwesenden im Prozess der Glückwunschkundungen und Geburtstagslieder geeint. Der Ausspruch der traditionellen Glückwunschformel „Bis zum 125sten!“ verwies symbolisch auf eine übergeordnete einende jüdische Ebene. Solche Akte der Gruppenkonstitution fanden sich auch in Kiel. Bei einem Gebet der liberalen jüdischen Gemeinde, an dem ich teilgenommen habe, wurde im einleitenden Gespräch eine Bemerkung zur Israelpolitik gemacht, bei der eine solidarische Haltung mit Israel eingenommen wurde, die alle Anwesenden teilten. Auch von meinen Interviewpartnern wurde die Gemeinde als ein Ort der Gemeinschaft dargestellt:

*„Nun, weil sie Verwandte sind, könnte man sagen. Sie sind natürlich nicht völlig verwandt, aber sehr nah. Sie verstehen dich, sie helfen womit sie nur können, sie hören dir zu und werden sich nicht über dich lustig machen, dass Du irgendein Wort nicht so gesagt hast. Ich denke mehr in der Gemeinde. Ich persönlich unterhalte mich mehr mit Gemeindemitgliedern.“ (Frau I – OJGK)*

*„Mich erfreut es, wenn ich in dem Gemeindesaal sitze, zusammen mit allen und ich wiederhole die Gebetswörter, nun man gibt uns solche Bücher, wo solche Gebete drinstehen, und ich beobachte den Rabbiner. Ich singe die Lieder, die alle singen. Das nenne ich geistige Brüderlichkeit [...].“ (Frau B – LJGH)*

In beiden Aussagen wird besonders das Gemeinschaftsgefühl angesprochen, welches der soziale und religiöse Umgang in den Gemeinden vermittelt. Die Betonung liegt

<sup>24</sup> Karen Körber spricht in diesem Kontext von einer erstmaligen Konfrontation russischsprachiger Einwanderer mit dem Holocaust in Deutschland, da dieser in der Sowjetunion immer vom Kontext des großen Vaterländischen Krieges verdeckt wurde; vgl. Körber 2005, S. 31 ff.

auf einer emotionalen Ebene, die über die Gemeinschaft zugänglich gemacht wird. In beiden Fällen wird auf eine kollektive Identitätsebene Bezug genommen, in der ethnische und religiöse Komponenten zusammenkommen. Auf dieser Ebene sind allerdings ebenfalls Wissenssegmente vorhanden, die den Diskursraum des Öffentlich-Sagbaren gestalten. Besonders deutlich ist dies in den Gesprächen bei den Themen „Holocaust“ und „Israel“ geworden. Bei der erwähnten Integrationsveranstaltung in der Hamburger Gemeinde konnte ich mich mit einem älteren Besucher aus Israel austauschen. Der Mann war mit seiner Frau zu Besuch in Deutschland und suchte mit mir das Gespräch, da er sich mit jemandem auf Jiddisch austauschen wollte. Im Laufe unseres Gesprächs machte der Herr immer wieder klar, dass für ihn mit dem Holocaust ein Leben für Juden in Deutschland unmöglich geworden sei, weswegen kein Jude je richtig deutsch werden würde. Der Mann betonte, die Bemühungen einer Wiedergutmachung und Revitalisierung nicht ernst nehmen zu können und empfahl mir eine Auswanderung nach Israel, da man nur dort Teil einer richtigen jüdischen Gemeinschaft sein könne.

Die Kopplung von Antisemitismus mit Israel fand sich auch in anderen Gesprächen. Frau B erzählte mir in direkter Rede einen Satz, den sie in einem Streitgespräch einem anderen Mitglied der Gemeinde Hamburg über das Thema Israel entgegenbrachte:

*„Weißt Du, mit was sie sich beschäftigen? Sie kämpfen für sich, für das Land und für dich ebenfalls. Denn, falls es Israel nicht mehr gibt, dann werden auch wir hier keinen Platz mehr haben. Deshalb solltest Du lieber dorthin aufbrechen, dort dienen und das Land beschützen.“*

Mein Interviewpartner Herr A, der früher einmal eine leitende Funktion bei der Gemeinde Lübeck inne hatte, versuchte sich an einer Positionierung der einzelnen Verhältnisse. Er hielt die Situation der russischsprachigen Juden für besonders schwierig,

*„weil sie sich ja im Dreieck definieren müssen, ja? Zwischen der alten Heimat, dieser möglichen neuen Heimat hier und dann noch der geistigen Heimat Israel [...]. Und wer als Jude überhaupt hierhergekommen ist, ohne genauer zu sagen, wo gehört man eigentlich hin? Ja, sich als religiöser zu definieren ... haben die Meisten kein Verhältnis zu. Dann find ich, ist der Nationalismus eben ein einfacher Ausweg. Von daher ist mein Verdacht, dass es unter den Zuwanderern eher noch klarer ist als unter den wenigen hier schon länger ansässigen ... der deutschen Juden. [...] Nach Umfragen sind ja 70 Prozent der US-amerikanischen Juden gegen den Irak-Krieg. Im Gegensatz zu der ‚jüdischen Lobby‘, oder die Mehrheit der amerikanischen Juden befürwortet ganz klar eine Zwei-Staaten-Lösung. Ich denk nicht, dass das die Mehrheit der deutschen Juden tut. Also vielleicht ein Minimum. Also alle eingewanderten Juden [...] werden ja gute US-Amerikaner. Wird*

*man ja auch viel einfacher als ein guter Deutscher. [...] Die sind halt Amerikaner und haben halt Freiheiten, ihre Identität zu definieren.“*

### **Personelle Identität**

*„Nun, das ist eine Religion, dass ein Ehepaar so viele Jahre zusammenlebt, und wenn die Frau oder der Mann nicht Jude ist, dann war's das. Er bekommt nichts, sie bekommt nichts. Sogar eine gemeinsame Beerdigung ist nicht möglich. Und die Kinder? Wenn die Mutter keine Jüdin ist, dann zählen die Kinder auch nicht als Juden. Dort waren sie Zhidi<sup>25</sup> und hier sind sie keine Juden. Ich kann das nicht akzeptieren und das ist das, was mir in dieser Religion, dem Judentum, am wenigsten gefällt. Ganz im Gegenteil. Die Juden sollten alle Menschen anziehen. Aber sie [die Juden] stoßen sie [die Menschen] offensichtlich von sich ab. Und Christen, Evangelisten, all diese anderen ziehen sie [die Menschen] im Gegensatz an!“ (Frau C – OJGH)*

Frau C bezieht hier zum Judentum Stellung, indem sie eine eigene Definition des Judentums entwirft, die eine Inklusion betont. Zugleich distanziert sie sich von dominanten Identitätsmustern, von denen sie selbst in vorhergegangenen Abschnitten nicht selten Gebrauch gemacht hat, wie zum Beispiel der halachischen Regelung, die patrilinear bestimmte Juden als Nicht-Juden kennzeichnet. Entsprechend geht es in diesem Abschnitt um Prozesse der Positionierung und Adaption. In den Gesprächen wurden dabei Positionen deutlich, in denen bestimmte Komponenten als Ergänzung anderer Identitätsbestandteile angesehen wurden, zum Beispiel gesellschaftliches Engagement:

*„Also ich hab mich ja immer irgendwo engagiert. Entweder ich war in irgendeiner Polit-Sekte oder ich war im Personalrat oder irgendwas hab ich ja immer gemacht und warum nicht das, ja?“ (Herr A)*

*„Natürlich hat mich das [der Gemeindeeintritt] verändert, weil ich mich mit einer Materie auseinandergesetzt hatte, die vorher so im Familiendunkel schlummerte, also es war immer präsent, aber es war jetzt nichts, was objektiv mein Dasein geprägt hätte. Im Umkehrschluss auch, dass ich gemerkt habe, dass ich mich schon viel mehr mit den Dingen beschäftige, dass es mir alles viel wichtiger ist, geworden ist. Das ist eine Frage nach Identitätssuche und Identitätsfindung. [...] Ich betone aber nochmal, das hat nichts mit Religion per se zu tun. Ich habe mich immer schon engagiert, also früher war es halt die SPD. Ich finde gesellschaftliches Engagement, ehrenamtliches Engagement wichtig.“ (Herr F – OJGH)*

---

<sup>25</sup> Zhid ist eine diskriminierende russische Bezeichnung für Juden.

Trotz dieser Bestärkung hat Herr F eine gewisse Hierarchie in seiner Identitätswahrnehmung: *„Ich sehe mich halt in erster Linie als Hamburger. In zweiter Linie als Europäer, und Deutscher kommt irgendwann ganz weit hinten.“*

Im Laufe unseres Gesprächs differenzierte Herr F sein Identitätsbild weiter aus und positionierte sich wie schon Frau C zu bestimmten Identitätsmustern:

*„Natürlich ist die Solidarität mit Israel zentral. Es ist ja immer noch so, dass es mit das wichtigste Bindeglied ist. Viele Leute haben ja immer noch im Hinterkopf wie Charlotte Knobloch, ja, irgendwo steht noch der gepackte Koffer. Ich für meinen Teil kann dir sagen, wenn es denn an's Kofferpacken gehen sollte, würde ich ganz bestimmt nicht nach Israel gehen [...].“*

Diese Art Ambivalenzen taucht auch im Kontext von Religionsbestandteilen auf: *„Also ich bin auch alles andere als orthodox. Ich hab damit in Wahrheit gar nichts zu tun.“* (Herr F – OJGH)

In diesem Fall wird eine persönliche Positionierung zu einer religiösen Lebensweise getroffen. Während hier nur eine unorthodoxe Lebensweise vorliegt, lief es bei anderen Interviewten auf die gänzliche Leugnung einer Glaubenskomponente hinaus:

*„Zum Beispiel hat mich einer gefragt, wie sich das Judentum das erklären kann, dass Gott es zulässt, dass Kinder behindert geboren werden. Das alte Problem der Theodizee [...] Wie kann Gott allmächtig und gleichzeitig gütig sein. Dann hab ich gesagt: ‚Ich werde an keinen persönlichen Gott mehr glauben‘.“* (Herr A)

Wie es deutlich geworden ist, müssen die Akteure verschiedene Identitätsentwürfe miteinander in Einklang bringen. Dieser Umstand deutet auf die Existenz von bestimmten Ambivalenzen hin. Thomas Düllo verwies in seinem Werk „Kultur als Transformation“ auf Ansätze einer Kohärenzidentität, bei der eine bestimmte identitäre Arbeit aufgewendet werden muss, um rein logisch gegenseitig unverträgliche Anteile zu einer holistischen Form zu vereinen.<sup>26</sup> Diese Art von Ambivalenz ist bei der Positionierung sowie bei der Adaption von Identitätsentwürfen dominant:

*„Bei unseren Israelis muss man sagen, dass die insgesamt das eher so als soziales Netzwerk sehen, also bis auf die Älteren. Die Älteren kommen auch gern zum Religiösen, aber die jungen Israelis, die Studenten und so, die sehen das hier als soziales Netzwerk, darüber bleibt man in Kontakt, man lernt sich kennen und man trifft sich hier mal, was ich auch gar nicht so schlimm finde. Der Jugend gegenüber muss man nachsichtig sein. Also die treffen sich auch manchmal hier. [...] Und dann gehen sie irgendwo gemeinsam Party machen, aber das ist okay! Das müssen sie ja selbst sehen. Jeder muss selbst entscheiden, wie religiös er leben will.“* (Herr

<sup>26</sup> Vgl. Düllo 2011, S. 114 ff.

*D – LJGK)*

Der Umgang mit den Gemeindestrukturen wird von den Mitgliedern entsprechend aktiv einstudiert und instrumentalisiert. Auf eine ähnliche Art positionieren sich die Beteiligten auch zu den übergeordneten Identitätswürfen. Bei dem Gespräch mit Herrn J von der Jugendorganisation der Jüdischen Gemeinde Hamburg wurde ebenfalls eine explizite Revitalisierung erwähnt. Herr J führte dabei aus, dass seine eigene Definition einer jüdischen Identität von einer Praxis und Teilnahme ausgeht, wobei er einen zu passiven Umgang junger jüdischer Leute mit ihrer Zugehörigkeit bemängelte. Er zeichnete im Gespräch das Bild eines aussterbenden Judentums, falls sich niemand mit dem kulturellen, geistigen und religiösen Erbe der Vorfahren auseinandersetzen würde. Herr J hatte sich deshalb entschieden, religiös zu leben bzw. in dem Rahmen religiös, wie er es für richtig erachtete. Er hörte auf, Schweinefleisch zu essen, und wollte seine Kinder beschneiden lassen. Nur bei seinen Eltern machte Herr J eine Ausnahme und aß wieder Schweinefleisch. Der Raum seiner Eltern wurde somit zu einer Art dritten Ort, wie ihn der Literaturwissenschaftler Homi Bhabha darstellte, indem er von einem Raum der Möglichkeiten ausging, an dem sich eine hybride Identität bilden könne.<sup>27</sup> Die personelle Identität hat somit einen liminalen Charakter. In diesem Schwellenzustand können die Akteure Identitätsmuster aus der religiösen, ethnischen und historischen Ebene partiell annehmen und in einen eigenen Lebensentwurf integrieren. Dieser Prozess stellt die Art von Kohärenzarbeit dar, mit der eine intakte Identität, trotz ambivalenter Bestandteile, zu einem Ganzen zusammengebracht wird. Die angeführten Erkenntnisse können selbstverständlich nur in ihren jeweiligen raum-zeitlichen Bezügen als geltend angesehen werden. Es bleibt nur zu empfehlen, in der zukünftigen Politik jüdischer Gemeinden diesen widersprüchlichen und polymorphen Identitäten Rechnung zu tragen und eine entsprechende Vorsicht bei der Inszenierung einer Stringenz und Integrität „richtiger jüdischer“ Lebensführung walten zu lassen, damit Selbstaussagen legitim erscheinen und nicht zugunsten starrer Muster aus dem Diskurs ausgeschlossen werden. Darauf verweisend, möchte ich einen weiteren Aspekt nicht ungenannt lassen. Dieser Bestandteil, der das Judentum in all seinen Identitätskomponenten kennzeichnet und aus dem sich paradoxerweise seine Beständigkeit begründet, ist die Wandlungsfähigkeit. Auf das Potenzial dieses Aspektes verwies mich Herr D von der liberalen Gemeinde Kiel, dem ich das letzte Zitat dieser Ausführung widmen möchte:

*„Wir haben es hier schon öfters erlebt, dass Leute ankamen, die sagten: ‚Aber ich bin überzeugter Atheist.‘ Und ich so: ‚Hauptsache Sie sind jüdisch und jetzt fangen*

<sup>27</sup> Vgl. Bhabha 2007.

*sie an zu lernen. Jüdisch ist lernen. Jüdisch sein bedeutet lernen und zwar lebenslang‘.*“

## Literatur

- Becker, Franziska (2001)  
Die Macht des Feldes. Feldforschung und Politisierung vor Ort. In: Katharina Eisch u.a. (Hg.), Die Poesie des Feldes, Beiträge zur ethnographischen Kulturanalyse (= Tübinger Vereinigung für Volkskunde, Bd. 93). Tübingen, S. 26-47.
- Becker, Franziska/Karen Körber (2001)  
„Juden, Russen, Flüchtlinge“. Die jüdisch-russische Einwanderung nach Deutschland und ihre Repräsentation in den Medien. In: Freddy Raphael (Hg.), „... das Flüstern eines leisen Wehens ...“. Beiträge zu Kultur und Lebenswelt europäischer Juden. Festschrift für Utz Jeggle. Konstanz, S. 425-450.
- Bhabha, Homi K. (2007)  
Die Verortung der Kultur. Tübingen.
- Düllo, Thomas (2011)  
Kultur als Transformation. Eine Kulturwissenschaft des Performativen und des Crossover. Bielefeld.
- Fenyés, Gabriela (2006)  
Jüdische Gemeinde nach 1989. In: Kirsten Heinsohn (Hg.), Jüdisches Hamburg. Ein historisches Nachschlagewerk. Göttingen, S. 139-143.
- Hall, Stuart (1989)  
Kulturelle Identität und Diaspora. In: Stuart Hall, Rassismus und kulturelle Identität. Ausgewählte Schriften, Bd. 2. Hamburg, S. 26-43.
- Hegner, Victoria (2008)  
Gelebte Selbstbilder. Gemeinden russisch-jüdischer Migranten in Chicago und Berlin. Frankfurt a.M./New York.
- Körber, Karen (2005)  
Juden, Russen, Emigranten. Identitätskonflikte jüdischer Einwanderer in einer ostdeutschen Stadt. Frankfurt am Main.
- Kornblum, Chaim (1998)  
Entwicklung in Schleswig-Holstein seit 1994. In: Ole Harck (Hg.), Jüdische Vergangenheit – Jüdische Zukunft (Gegenwartsfragen, Bd. 80). Kiel, S. 101-103.
- Lowenstein, Steven (2012)  
Religion und Identität. Paderborn.
- Reckwitz, Andreas (2001)  
Der Identitätsdiskurs. Zum Bedeutungswandel einer sozialwissenschaftlichen Semantik. In: Werner Rammert (Hg.), Kollektive Identitäten und kulturelle Innovationen. Ethnologische, soziologische und historische Studien. Leipzig, S. 21-38.
- Richarz, Monika (1988)  
Juden in der Bundesrepublik Deutschland und in der Deutschen Demokratischen Republik seit 1945. In: Micha Brumlik u.a. (Hg.), Jüdisches Leben in Deutschland seit 1945. Frankfurt am Main, S. 13-30.
- Tauchert, Stephanie (2007)  
Jüdische Identitäten in Deutschland. Das Selbstverständnis von Juden in der Bundesrepublik und der DDR 1950 bis 2000. Berlin.

## Berichte und Mitteilungen

### **Als Volkskundlerin unter Ingenieuren – Arbeit an einer technischen Universität**

*Esther Leroy*

Eigentlich und von außen betrachtet lief meine berufliche Laufbahn als Volkskundlerin wohl am ehesten auf die akademische Tätigkeit zu. Nach dem Magisterabschluss 1999 in Freiburg im Breisgau hatte ich das Glück, ein Stipendium im Rahmen des Kieler Graduiertenkollegs „Imaginatio borealis – Perzeption, Rezeption und Konstruktion des Nordens“ zu erhalten und konnte so gleich nach dem Studium in eine bezahlte Promotion wechseln. Auch der Übergang zum nächsten Abschnitt meiner beruflichen Karriere verlief überraschend glatt: Wohl auch aufgrund meiner Magisterarbeit, in der ich mich mit der Telegraphie im 19. Jahrhundert befasst hatte, wechselte ich noch vor Abschluss der Promotion ins Museum für Kommunikation in Frankfurt am Main, wo ich ein zweijähriges Volontariat absolvierte. Die Museumsarbeit mit ihrem Wechsel aus konzeptionellem Arbeiten, wissenschaftlicher Tätigkeit und organisatorischen Aufgabenfeldern gefiel mir dabei sehr, aber nach dem befristeten Volontariat waren meine Bewerbungen im musealen Bereich leider nicht von Erfolg gekrönt. So nahm ich 2004 eine auf zwei Jahre befristete Stelle an der Kieler Universität an und kehrte wieder in den hohen Norden zurück. Diese Stelle beinhaltete jeweils zu 50 Prozent die Lehrtätigkeit am Seminar für Europäische Ethnologie/Volkskunde und den Aufbau und die Organisation eines interdisziplinären Promotionsstudiengangs zum Thema „Gender Studies“. Nach Ablauf der Befristung wechselte ich dann auf die als Postdoc-Stelle ausgeschriebene ehemalige Assistenz am Seminar für Europäische Ethnologie/Volkskunde. Also alles gut, könnte man meinen.

Mich hatte jedoch der akademische Frust gepackt und fest im Griff: Die Forschungstätigkeit im stillen Kämmerlein war mehr Last als Lust, auch die Lehre befriedigte mich nicht mehr wirklich. Dazu kam die Aussicht, nach einer Habilitation (von der ich zu diesem Zeitpunkt sowieso nicht mehr glaubte, sie abzuschließen) in den Wettstreit um eine Professur eintreten zu müssen – und sollte dies nicht gelingen, was dann? Auch wollte ich wieder verstärkt im organisatorischen Bereich tätig sein. Ich überlegte lange und entschloss mich dann zu dem Schritt, meinen Arbeitsvertrag zu kündigen. Es begannen 15 Monate Arbeitslosigkeit, von denen ich 3 Monate in einer Management-Fortbildung verbracht habe. Deutschlandweit bewarb ich mich auf alle

Stellen, die auch nur im weitesten Sinne meinem Qualifikationsprofil entsprachen: an Museen, bei Organisationen, bei Universitäten, hier sowohl im Bereich Geschlechterforschung als auch im Bereich Presse und Verwaltung. Kurz vor dem Auslaufen meines Arbeitslosengeldes hatte ich lediglich zwei Angebote erhalten: eines bei einer Marktforschungsagentur, ein weiteres in einem Call-Center (hier immerhin in der Premiumkundenbetreuung). Mehr als einmal bereute ich in dieser Zeit meinen Entschluss. Umso größer war die Erleichterung, als ich im Herbst 2008 die Zusage für meine jetzige Stelle erhielt: Geschäftsführerin des Studium-integrale-Zentrums an der TU Kaiserslautern.

Umzug in die Pfalz also und beruflich als Geisteswissenschaftlerin an eine gezielt technisch ausgerichtete Universität. Die TU Kaiserslautern hat insgesamt 12 Fachbereiche: die Naturwissenschaften Biologie, Chemie, Mathematik, Physik sowie Informatik und mehrere ingenieurwissenschaftliche Fachbereiche wie Bauingenieurwesen, Elektro- und Informationstechnik, Maschinenbau und Verfahrenstechnik. Dazu kommen die Fachbereiche Raum- und Umweltplanung und Architektur sowie Wirtschaftswissenschaften und Sozialwissenschaften. Im weitesten Sinne geisteswissenschaftliche Inhalte weisen nur die kunstgeschichtlichen Lehranteile des Fachbereiches Architektur und die sehr kleinen Fachgebiete Soziologie, Politikwissenschaft und Philosophie im Fachbereich Sozialwissenschaft auf.

Das Studium-integrale-Zentrum (SIZ) bildet an der TU Kaiserslautern eine zentrale wissenschaftliche Einrichtung, ist also nicht einem Fachbereich zugeordnet, sondern direkt der Universitätsleitung unterstellt und im Verantwortungsbereich des Vizepräsidenten für Studium und Lehre angesiedelt. Laut Organisationsregelung übernimmt das SIZ die Aufgabe, ein interdisziplinäres Studienprogramm anzubieten mit dem Ziel, fächerübergreifende Kenntnisse, Fähigkeiten und Methoden zu vermitteln. Die Umsetzung erfolgt in unterschiedlichen

TECHNISCHE UNIVERSITÄT  
KAISERSLAUTERN

Semestertema  
„Mensch und Tier“

**Studium integrale**

**Der Mensch - das Tier:  
Eine unvollständige Abgrenzung**

Vortrag von Prof. Dr. Joachim W. Deitmer, TU Kaiserslautern  
Donnerstag, 26. April, 17.15 Uhr, Geb. 42, HS 110  
[www.uni-kl.de/siz](http://www.uni-kl.de/siz)

Abb. 1:

Plakat zum Vortrag von J.W. Deitmer.

Bereichen: In jedem Semester bieten wir eine Veranstaltungsreihe zu einem Schwerpunktthema an, vor allem in Form von Vorträgen, aber auch Führungen, Lesungen oder Filmvorführungen. Dabei umfasst die Reihe jeweils sechs bis neun Veranstaltungen im Semester. Ziel ist es, ein interessantes Thema aus unterschiedlichen Blickwinkeln vorzustellen, allgemeinverständlich, aber auf wissenschaftlichem Niveau. Dabei sollen auch Positionen an die TU gebracht werden, die hier nicht so häufig vertreten sind – das heißt vor allem geistes- und sozialwissenschaftliche Positionen. Semesterthemen der vergangenen Jahre lauten zum Beispiel „Extreme“, „Mensch und Tier“, „Brasilien“, „Virtuelle Welt“ oder aktuell im Wintersemester 2012/13 „Die Straße“. Daneben werden in jedem Semester Gründervorträge angeboten, bei denen Existenzgründerinnen und -gründer über ihre Erfahrungen berichten.

Neben den spezifischen Veranstaltungen zum Semesterthema sind die musikalischen und künstlerischen Angebote fester Bestandteil des Programms. So sind im SIZ die vier Musikgruppen der TU Kaiserslautern angesiedelt: Klassisches Orchester und Klassischer Chor, Moderner Chor und die Uni-Bigband. Diese werden von uns organisatorisch betreut, vor allem auch im Hinblick auf die Vorbereitung und Durchführung der Konzerte. Auch künstlerische Arbeitsgemeinschaften wie die Foto- und Labor-AG, die Theater-AG und die Arbeitsgemeinschaft Campus TV werden durch das SIZ betreut. Die Galerie der TU ist ein weiteres Aufgabengebiet. Sie zeigt zwei bis drei Ausstellungen pro Semester, vor allem im Bereich der zeitgenössischen Kunst in unterschiedlichen Gattungen. Verschiedene künstlerische Techniken werden in Kunstkursen vermittelt. Dazu kommen weitere Angebote, zum Beispiel Kursveranstaltungen wie die jährlich stattfindenden Einführungen in journalistisches Arbeiten, Lesungen und Exkursionen wie die ebenfalls jährlich stattfindende Fahrt zur Frankfurter Buchmesse.

Pro Semester kommen so 20 bis 25 Veranstaltungen zusammen, die vom SIZ kon-



Abb. 2:  
Plakat zum Vortrag von U. Schwagmeier.

zipiert und durchgeführt werden. Alle Veranstaltungen sind vorrangig für die Studierenden der TU gedacht, aber auch offen für externe Besucherinnen und Besucher. Diese nutzen das Angebot des SIZ gerne und zahlreich, auch weil das kulturelle Angebot in der Stadt Kaiserslautern insgesamt nicht gerade üppig ausfällt. Die Arbeit verteilt sich dabei auf meine volle Stelle, auf der ich die Vortragsreihe, die Musikgruppen und die weiteren Veranstaltungen betreue, ebenso wie die Geschäftsführung, die Pressearbeit und die Vertretung des SIZ innerhalb und außerhalb der Universität. Dazu kommt eine Zweidrittel-Stelle, von der aus meine Kollegin den Bereich Kunst (Galerie und Kunst-kurse) abdeckt.

Der Aufgabenbereich der Geschäftsführung des SIZ ist extrem vielfältig. Während das jeweilige Semesterthema in der Senatskommission für das Studium integrale festgelegt wird, kann ich fast völlig frei eine Auswahl der Vortragenden und Themen treffen, wobei lediglich eine Mischung aus internen und externen Referentinnen und Referenten gewährleistet sein muss – auch aus finanziellen Gründen. Dabei ist die Aufgabe, aus den an der TU vorhandenen Fachbereichen auszuwählen, für mich als Geisteswissenschaftlerin nicht immer einfach. Natur- und Ingenieurwissenschaftlerinnen und -wissenschaftler verfassen ihre Homepages für ihre eigene wissenschaftliche Community. Sie sind häufig auf Englisch und bedienen sich der jeweiligen Fachsprachen; die Übersetzung in allgemeinverständliche Inhalte bereitet dabei durchaus einige Schwierigkeiten. Oder wer würde vermuten, dass sich hinter dem „Beherrschen komplexer Systeme mithilfe verhaltensbasierter Architekturen“ die Entwicklung mobiler Roboter in der Informatik verbirgt? Dennoch gelingt es NaturwissenschaftlerInnen und IngenieurInnen meist leichter als GeisteswissenschaftlerInnen, ihre Forschungen allgemeinverständlich zu vermitteln, wie meine Erfahrung bei den Vorträgen inzwischen zeigt. Außerdem kann man bei dem regulären SIZ-Publikum keine Vorkenntnis über Methoden und Herangehensweisen der Geisteswissenschaften erwarten. Hier ist es für meine Arbeit also wichtig, externe Referentinnen und Referenten zu gewinnen, die nicht nur zu geisteswissenschaftlichen Themen mit einem gewissen Popularitätspo-



Wintersemester 2012/13  
Thema „Die Straße“

Abb. 3: Informationsbro-schüre für das Wintersemes-ter 2012/13. Foto: Bärbel Cardeneo, 2012.

tential arbeiten, sondern dies auch gut vermitteln können. Zugleich kann ich hier diejenigen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler einladen, deren Forschungen mich persönlich besonders interessieren. Trotz aller Vorbereitung besteht aber immer ein gewisses „Restrisiko“ – so bleibt jede Veranstaltung eine Überraschung.

Während ich bei der Konzeption der Vortragsreihe auch inhaltlich arbeiten kann, liegt ein großer Teil meiner Aufgaben im organisatorischen Bereich. Klavierstimmer und Bühnentechnik für vier Musikgruppen müssen organisiert, Sponsorengelder eingeworben, Noten bestellt und Solistenhonorare verhandelt werden und vieles mehr. Dabei habe ich mit unterschiedlichen Personengruppen zu tun: angefangen beim technischen Personal der TU über Universitätsverwaltung bis hin zur Universitätsleitung. Als positiv erweist sich die mit knapp 13.000 Studierenden doch relativ übersichtliche Größe der TU: Viele Dinge in Bezug auf Haustechnik und Verwaltung lassen sich auf dem „kleinen Dienstweg“ und oft unbürokratisch lösen. Dazu kommt die allgemeine Öffentlichkeit: die Besucherinnen und Besucher der Veranstaltungen, die sich wiederum aus Studierenden und Interessierten aus der Stadt und dem Umland rekrutieren.

Zusätzlich ist das SIZ an der TU Ansprechpartner für externe Institutionen und die allgemeine Öffentlichkeit in allen kulturellen Belangen und zum Beispiel an verschiedenen Kooperationen beteiligt. Zu den Kooperationspartnern zählen das Kulturrat der Stadt Kaiserslautern und die städtischen Museen (das stadthistorisch-volkswissenschaftlich ausgerichtete Theodor-Zink-Museum und das Museum Pfalzgalerie). Viel Zeit verbringe ich auch mit der Öffentlichkeitsarbeit. Da wir für alle unsere Veranstaltungen die Durchführung der Öffentlichkeitsarbeit selbst übernehmen, verfasse und versende ich Pressemitteilungen und stehe in Kontakt mit der Presse vor Ort. Da wir unsere Veranstaltungen zudem mit Plakaten und Flyern bewerben, die wir in der Stadt und der Universität aushängen und verteilen, gehört auch die Plakatgestaltung mit Indesign zum Aufgabenbereich Öffentlichkeitsarbeit.



Abb. 4: TU Kaiserslautern, Tor der Wissenschaft. Foto: Thomas Koziel, 2012.

Zeit für ein Resümee: Der riskante Sprung aus der akademischen Laufbahn hat sich für mich gelohnt. Ich habe hier spannende und immer wechselnde Aufgaben, eine sichere Stelle und nicht zuletzt ein gutes Arbeitsumfeld. Die Zusammenarbeit mit Kolleginnen und Kollegen ist in den meisten Fällen kollegial, freundlich und sachorientiert. Da ich ja jetzt nicht mehr akademisch tätig bin, erlaube ich mir, völlig unwissenschaftlich (Tantenempirie!) die These aufzustellen, dass Ingenieurinnen und Ingenieuren und Naturwissenschaftlerinnen und Naturwissenschaftlern in der Regel eine gewisse geisteswissenschaftliche Exaltiertheit fehlt, was sehr wohltuend ist. Trotzdem vermisse ich manchmal den inhaltlichen Austausch mit anderen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern, die einen ähnlichen Hintergrund wie ich haben und auch die Einbindung in aktuelle geisteswissenschaftliche Diskurse. Es lässt sich nicht verleugnen, dass ich während meiner Ausbildung in den Geisteswissenschaften sozialisiert wurde und hier bestimmte Denk- und Herangehensweisen, Theorien und eine spezifische Art von Blick auf gesellschaftliche Phänomene angenommen habe, die Natur- und Ingenieurwissenschaften in der Regel sehr fremd sind. Umgekehrt gilt dies natürlich auch und ich bin sicher, dass ich innerhalb der TU fachlich und von meiner inhaltlichen Ausrichtung her oft als Exotin wahrgenommen werde. Gerade auch als Volkskundlerin, denn es hat sich gezeigt, dass die Volkskunde als akademisches Fach im Kontext einer technischen Universität komplett unbekannt ist. Sich als Volkskundlerin vorzustellen, stiftet nur Verwirrung und zieht zwangsläufig langatmige Erklärungen nach sich, am Ende derer ich dann doch als Völkerkundlerin durchgehe – weshalb ich dazu übergegangen bin, mich als Kulturwissenschaftlerin zu bezeichnen.

Andererseits haben mir das Studium und die akademische Tätigkeit viele Fähigkeiten mitgegeben, die ich hier gut gebrauchen kann: problemorientiertes Arbeiten, schnelles Einarbeiten in neue Themen und die Fähigkeit zur Selbstorganisation. Auch beinhaltet meine Ausbildung in der Volkskunde, vor allem in Vorbereitung auf das klassische Arbeitsfeld Museum, verstärkt den Aspekt der Wissensvermittlung. Dies kommt meiner Arbeit ebenfalls zugute. Ich meine auch, dass gerade die Volkskunde mit ihrer breiten fachlichen Ausrichtung und ihrer Alltagsnähe mich gut darauf vorbereitet hat, mit den verschiedenen Inhalten umzugehen und offener an ein Thema heranzugehen, als es vielleicht das Studium einer anderen geisteswissenschaftlichen Disziplin getan hätte. Über Themen wie Energie und Antriebstechnik bei Star Trek, die Vor- und Nachteile der Nanotechnologie, die Chemie der Farben oder Blattschneiderameisen im brasilianischen Regenwald weiß ich allerdings auch erst durch meine eigenen Veranstaltungen Bescheid. Aber so bleibt es immer spannend, hier als Volkskundlerin unter Naturwissenschaftlern und Ingenieuren.

## Wiederentdeckt! Vergessene Orte in Schleswig-Holstein.

### Eiswerke am Schreventeich in Kiel<sup>1</sup>

Karen Heide

Im Winter 1900/1901 war es sehr kalt in Norddeutschland. Wegen des starken Frostes ruhten die Arbeiten am Stadtrand von Kiel, wo „auf der grünen Wiese“ der Hohenzollernpark<sup>2</sup> und ein Neubaugebiet angelegt werden sollten. Seit Frühjahr 1900 waren bis zu 350 vor allem italienische und polnische Arbeiter damit beschäftigt, die um den Schreventeich gelegenen Pachtgärten zu roden, neue Straßen anzulegen und die Grundstücke für die Bebauung zu erschließen. Auch das Elektrizitätswerk an der Humboldtstraße befand sich gerade im Bau. Nun, im kalten Januar 1901, konnte nicht gearbeitet werden. Alles andere als Ruhe herrschte jedoch auf dem zugefrorenen Teich. Neben Schlittschuhläufern sorgten Männer bei der Eisernte für reges Treiben. Die Kieler Zeitung berichtete am 5. Januar 1901:

*„Auf dem Schreventeich bot sich Freitag (d.i. 4.1.01) ein außerordentlich interessantes und lebendiges Bild. Beide dort belegenen Eiswerke waren mit vollem Betrieb bei der Erntearbeit, die zahlreiche Arbeiter beschäftigte. Ein Theil derselben war auf der Fläche selbst postiert, um die ca. 10 Zentimeter starken Eisschollen loszusägen, die dann auf den durch die Sägen geöffneten breiten Kanälen mittels langschäftiger Bootshaken nach den großen Eisschuppen verflößt werden. Während die Eismassen am Mordhorstschen Schuppen durch ein dampfgetriebenes Peter-egter-Schöpfwerk zur Dachhöhe emporgehoben werden und von oben in das Gebäude eingefüllt werden, führen von der Front des Speichers der ‚Kieler Eiswerke‘ eine Anzahl schmaler Stichkanäle vom Teich unter dem Ufer hindurch vor die offenen Thore des Schuppens. Durch diese Kanäle werden die Schollen und Splitter bis zu dem am Ende befindlichen, oben geöffneten Schacht dirigiert und dort mittels Handwinden emporgehoben und im Schuppen verteilt. Indem zunächst der ganze Boden mit einem Parkett aus Eisschollen belegt wird, die Fugen sodann mit Eisgrus ausgefüllt werden und das Ganze schließlich fest verstampft wird, so dass alles lückenlos zusammenfriert. Auf die erste wird dann eine zweite, dritte u.s.w. Schicht*

<sup>1</sup> Gekürzte Version veröffentlicht in: ‚mittendrin‘ – Magazin der Stadtwerke Kiel 12/2005.

<sup>2</sup> Der Schreventeich war seit der Stadtgründung bis 1862 landesherrlicher Besitz, woraus sich auch der Name ableitet: des Grafen Teich = plattdeutsch: ’s grefen dieck = Schreventeich. 1947 wurde der um den Teich angelegte Park in Anlehnung an den vorhandenen Namen von „Hohenzollernpark“ in „Schrevenpark“ umbenannt.

*aufgebracht, bis der Schuppen, falls das Frostwetter so lange anhält, von einem gewaltigen, nach und nach aufgemauerten Eisblock angefüllt ist.*<sup>3</sup>

Das Frostwetter hielt an und die Eisernte war in jenem Winter derartig erfolgreich, dass einige Tage später bei den ‚Kieler Eiswerken‘ ein weiterer Lagerraum angebaut wurde.<sup>4</sup> Doch kaum einen Monat später begann der Anfang vom Ende der Eishäuser am Schreventeich. Die Vermessung des Geländes und der Aushub der ersten Parkwege erfolgten ab Februar 1901. Die Anlage des Parks war mit umfangreichen Erdbewegungen verbunden, und im September des Jahres ist in der Zeitung nur noch von dem „früheren, bis auf die letzte Wand abgetragenen Eisschuppen“<sup>5</sup> die Rede.

Von diesen Gebäuden sind heute Spuren nicht einmal mehr zu erahnen, und der glücklicherweise relativ ausführliche Zeitungsartikel ist eines der wenigen Dokumente, die die Existenz der Eisschuppen in Kiel bezeugen. Fotografien konnten bisher nicht ermittelt werden.

Dieser spärliche Befund trifft allgemein zu auf diese Anlagen, die je nach Größe und Lage als Eisgruben, Eiskuhlen, Eiskeller, Eiskammer, Eisschuppen, Eishäuser, Eismagazine oder Kühlhäuser bezeichnet wurden. Sobald diese äußerst profanen Einrichtungen ihren Nutzwert verloren hatten, wurden sie uninteressant und erhielten keine kulturhistorische Wertzuschreibung. Heute können in Schleswig-Holstein nur noch wenige Eislager, meist auf Gutshöfen gefunden werden. Sie zeichnen sich dementsprechend durch eine vergleichsweise aufwändige Architektur aus.<sup>6</sup>

In den Eislagern konnte das Natureis bis zu mehrere Monate lang verwahrt werden. Die Aufbewahrungsdauer war abhängig von Standort, Bauart, Art und Umfang der Isolierung (zum Beispiel Torf) sowie den Wetterverhältnissen. Um die Entwicklung des Eishandels und seiner Einrichtungen in Kiel einordnen zu können, folgt ein kurzer Überblick über die lange Geschichte der Schnee- und Eisverwendung.

Als natürliche Ressource stehen Eis und Schnee dort zur Verfügung, wo Wasser und kalte Luft aufeinander treffen, was jedoch nur in bestimmten, zugänglichen Regionen regelmäßig der Fall ist. Dennoch existieren weit zurückreichende Belege über die Nutzung von Eis zu besonderen Anlässen sowie über den Transport und Handel mit dem flüchtigen Gut. Ullrich Hellmann zitiert aus einem 1140 v. Chr. verfassten

3 Kieler Zeitung, 5.1.1901 morgens.

4 Kieler Zeitung, 10.1.1901 morgens: „... Bei den Kieler Eiswerken wird wegen der guten Ernte ein Lagergebäude angebaut.“

5 Kieler Zeitung, 22.9.1901 morgens.

6 Eine ausführliche Übersicht mit Beschreibungen und Fotos siehe Lütgert 2000. In dem Kompendium sind die in diesem Text beschriebenen Eiswerke in Kiel jedoch nicht zu finden.

chinesischen Gedicht, in dem ein Eisgewölbe erwähnt wird,<sup>7</sup> und führt etliche literarische Belege über den Gebrauch von Eis und Schnee an, von orientalischen Märchen über die Bibel, antike Schriften bis zu Reiseberichten.<sup>8</sup> Die gefundenen Belege weisen darauf hin, dass die raumkühlende Wirkung von Eis und Schnee und der Verzehr gekühlter Speisen und Getränke seit Langem weltweit in den gehobenen Gesellschaftsschichten geschätzt wurden. Schneegekühlte Früchte, Sorbet und Eiswasser wurden serviert, in sommerlichen Lustgärten wurden Schneeberge aufgetürmt und Badewasser gekühlt. „Martial berichtet, daß Eiswasser teurer sein kann als der damit gekühlte Wein.“<sup>9</sup> Neben dem Abbau von gefrorenen Gewässern und Berggletschern wurde selbst in warmen Gegenden Eis in aufwändigen Verfahren hergestellt, wie Beschreibungen über die Erzeugung von Verdunstungskälte aus dem 5. Jahrhundert v. Chr. (Ägypten) und aus dem frühen 19. Jahrhundert (Indien) belegen. Neben physikalischen wurden auch chemische Prozesse zur Kälterzeugung genutzt, indem Salpeter mit Wasser gemischt wurde.<sup>10</sup>

Von Italien und Spanien über Frankreich gelangten Eis und Schnee auf den Tafeln der Reichen schließlich auch nach Deutschland. Bis zum Ende des 18. Jahrhunderts wird in den Quellen Eis immer noch als Luxusgut beschrieben, wenn auch bereits im öffentlichen Verkauf. „Der Florentiner Procope Couteaux, vermutlich ein Nachkomme der Italiener, die im 16. Jahrhundert ... nach Frankreich kamen, hatte 1671 im ‚Café Procope‘ [in Paris; Anm. d. V.] den Genuß gefrorener Fruchtsäfte einem größeren Publikum zugänglich gemacht“, und wenig später waren Eishersteller in einer Innung vereint, die unter anderem „eaux de gelée & glaces de fruit & de fleur, d’anis & de canelle“ anboten. Hellmann weiter: „Rezepte für Gefrorenes konnte man in Wien schon 1701 in einem Kochbuch ... nachlesen. Man hatte sich im Verlaufe der Jahre so sehr an diese Genüsse gewöhnt, daß in milden Wintern die Befürchtung aufkam, wegen des Mangels an Eis werde es bald keine Eisspeisen mehr geben, wie Ludwig van Beethoven 1793 bemerkte.“<sup>11</sup>

Es zeigt sich, dass Eis zwar kein seltenes Gut war, lange Zeit jedoch offenbar kein Interesse daran bestand, es zu einer allgemein und immer zugänglichen Ware zu entwickeln. Bis zum Ende des 18. Jahrhunderts blieb der Handel mit Eis insbesondere in warmen Ländern ein monopolisiertes und konzessioniertes Geschäft mit relativ geringer Nachfrage und geringer wirtschaftlicher Bedeutung als „Ausdruck von Luxus dort,

7 Hellmann 1990, S. 28.

8 Vgl. Hellmann 1990.

9 Hellmann 1990, S. 29; siehe auch Lütgert 2000, S. 9-13.

10 Siehe Hellmann 1990, S. 30-31.

11 Hellmann 1990, S. 32-33.

wo es natürlicherweise nicht vorkommt, und damit ein Privileg der wenigen, denen das Verhältnis von Aufwand zu Nutzen im Sinne einer wirtschaftlichen Berechnung gleichgültig sein kann.<sup>12</sup>

Der Abbau von gefrorenem Wasser war durchaus auch für Bauern möglich. Doch selbst für diejenigen Bauern, Fischhändler und Schlachter, die ihre Ware bis zum Verkauf auf dem Markt damit gekühlt haben mögen, schien der Handel mit dem restlichen Kühlis ein marginaler Nebenerwerb, denn im bäuerlichen und auch städtischen Alltag spielte Eis in der alltäglichen Lebensmittelhaltung anscheinend keine nennenswerte Rolle. Brunnen, Keller, (in der Regel nach Norden platzierte) Speisekammern oder auch entsprechend gefertigte Gefäße genügten, meist unter Verwendung von Verdunstungskälte, zur Kühlung von frisch zu verzehrenden Milchprodukten, Fisch und Fleisch. Andere Konservierungsmethoden wie Einlegen, Pökeln, Räuchern, Trocknen, später auch Einkochen, waren wetterunabhängig und längerfristig anzuwenden. Zudem wurde der Speiseplan von Getreidespeisen beherrscht, und „in vielen Familien stellte sich das Kühl- und Vorratsproblem überhaupt nicht in diesem Maße. Wer ohnehin von der Hand in den Mund lebte und gerade den täglichen Einkauf finanzieren konnte, der brauchte sich um Kühlung ... keine Sorgen zu machen.“<sup>13</sup> Erst seit sich ab 1800 die Nachfrage stärker entwickelte, sind Lieferungen durch Bauern belegt, so zum Beispiel an den Frankfurter Konditor S. Roeder, der 1820 einen Eissalon betrieb und die dazu notwendige Eisgrube anlegt hatte.<sup>14</sup>

Nur langsam entwickelte sich entsprechend der je unterschiedlichen Bedingungen in den einzelnen Ländern eine größere Nachfrage nach Eis. Der amerikanische Gewürzhändler Frederic Tudor (1783-1864) gilt als Pionier des kommerziellen Eishandels, der sein Geschäft 1805 mit einer Schiffsladung von 130 Tonnen Eis nach Martinique begann. „Das über weite Entfernungen gehandelte Eis verbindet Nordamerika bald mit Südamerika, mit Indien und Australien, verbindet Nordeuropa mit Mitteleuropa und Afrika, läßt London zum Handelsgebiet für norwegisches und amerikanisches Eis werden. 1822 trifft die erste norwegische Schiffsladung in Großbritannien ein.“<sup>15</sup> So wurden bereits 1835 in Kalkutta in einer dreiwandigen Eiskammer 30.000 Tonnen Eis eingelagert, die aus Amerika verschifft worden waren.<sup>16</sup>

Von Boston ausgehend weitete sich der amerikanische Eisabbau und -handel, der immer umfangreicher rationalisiert und technisiert wurde, im 19. Jahrhundert zu einer

12 Hellmann 1990, S. 34.

13 Stender 1993 a, S. 80; vgl. auch Hellmann 1990, S. 36-37.

14 Vgl. Hellmann 1990, S. 91.

15 Hellmann 1990, S. 37 f. und S. 47.

16 Vgl. Giedion 1982, S. 646.

riesigen Industrie mit entsprechender Beeinträchtigung der Natur aus. Es entstanden große Abbaugelände unter anderem am Kennebec-Fluß in Maine, wo um 1880 Lagerhallen für ca. 4,5 Mill. Mark errichtet worden waren, die die Gewinnung und Lagerung von 1.250.000 Tonnen sauberen und kristallreinen Eises ermöglichten. In dieser Zeit verlangte allein der amerikanische Markt bereits nach ca. 5 Mill. Tonnen Natureis. Um 1900 wurden 25 Mill. Tonnen vermarktet. Allein am Hudson-River wurden in 125 Eishäusern über 13 Mill. Tonnen Eis gelagert.<sup>17</sup> Die aufkommenden Medien wurden genutzt, um die Nachfrage nach Kühlis bis in die Privathaushalte hineinzutragen. In allen Bereichen der Lebensmittelproduktion, -lagerung und im Transport wurde es verwendet, vornehmlich in der Fleischverarbeitung und vor allem in Brauereien. Tausende von Arbeitsplätzen entstanden und spezielle Geräte wurden entwickelt, um das Eis in regelmäßigen Blöcken abbauen und lagern zu können.<sup>18</sup> Die Probleme bei Gewinnung, Transport und Aufbewahrung der vergänglichen Ware führten je nach lokalen Bedingungen zu vielen verschiedenen, aber auch vergleichbaren Lösungen in Form von in die Erde gebauten Eisbehältern über große Eishäuser bis zu kleinen mit Zinkblech verkleideten Holzschränken für die Küche und in Form von Isolationsmaterial, wozu häufig Stroh bzw. Spreu, Torf und Luft eingesetzt wurden.

In Europa begannen die Norweger um 1820 mit dem Export von Eis aus Seen, von Gletschern und aus dem Oslofjord. Norwegen war bereits zum größten Kühlisändler avanciert, als am Ende des 19. Jahrhunderts in anderen Ländern die kommerzielle Natureisverwertung mit Hilfe des inzwischen entstandenen Eisenbahnnetzes verstärkt betrieben wurde. Amerikanische Ausmaße wurden jedoch bei Weitem nicht erreicht. Die größte Anlage in Deutschland, die „Norddeutschen Eiswerke“, stand am Rummelsburger See bei Berlin, wo in den 1880er Jahren in neun Schuppen ca. 50.000 Tonnen Eis gelagert werden konnten. Die Firma betrieb Dependancen unter anderem in Köpenick, Plötzensee, Hannover und Frankfurt am Main und transportierte mit 150 eigenen Wagen täglich 300 Tonnen nach Berlin. Hauptabnehmer waren auch hier Brauereien. Die größten Natureiswerke, im Besitz nur weniger Unternehmer, befanden sich in der Nähe der Großstädte Frankfurt, München, Nürnberg und Dresden, jedoch vor allem bei Berlin, wie auch die „Ältesten Berliner Eiswerke Louis Thater“ von 1840.<sup>19</sup> In milden Wintern wurde Eis aus Norwegen, der Schweiz und Russland zugekauft.<sup>20</sup>

17 Vgl. Hellmann 1990, S. 50 und Lütgert 2000, S. 12.

18 Eingesetzt wurden: Schneeräumer, Hobel zum Glätten, Pferde- oder Dampf-Eispflüge, Eishaken, Eisgabeln, Eismeißel, dampfbetriebene Elevatoren. Vgl. Hellmann 1990, S. 54 und Giedion 1982, S. 645.

19 Vgl. Lütgert 2000, S. 12-13.

20 Vgl. Hellmann 1990, S. 39.

Nachdem die Markteinführung gelungen war, konnte die Natureisgewinnung trotz vieler witterungsbedingter Widrigkeiten zu einem erfolgreichen Geschäft entwickelt werden, denn das sich selbst auflösende Gut sorgte für eine permanente Nachfrage. Die nicht akzeptierte Abhängigkeit von Naturprozessen und das bleibende wirtschaftliche Risiko trieben gleichzeitig die Forschung und Entwicklung der künstlichen Eisherstellung an, die mindestens in der Mitte des 16. Jahrhunderts mit der Verwendung von Salpeter zwecks künstlicher Kälteerzeugung



Abb. 1: Illustration zur Eisernte der Norddeutschen Eiswerke in Rummelsburg, um 1896. Original in der TU Berlin. Aus: Heintze 2012, S. 35.

begann. Aber erst im Laufe des 19. Jahrhunderts führte konsequente Forschung zu verschiedenen chemischen und physikalisch-mechanischen Kälteerzeugungsverfahren. In Verbindung mit den unterschiedlichen Verfahren strebte man danach, die Geräte zu verkleinern. Auf der Weltausstellung 1862 in London stellte Ferdinand Carré sowohl eine Ammoniak-Absorptionsmaschine, mit der tausende von Pfund Eis auf einmal hergestellt werden konnten, wie auch eine Eistruhe vor, die als Vorläufer des Haushaltskühlschranks gelten kann.<sup>21</sup> Insbesondere der Bedarf der Brauereien für die gleichmäßige Abkühlung der Bierwürze beförderte die Nachfrage nach Kühlsystemen, gefolgt von der Fleischindustrie, die sich im Zusammenspiel mit den Kühlmöglichkeiten entwickelte. Wie auch F. Carré war Carl Linde für Brauereien tätig und „berichtet in seinen Lebenserinnerungen, daß mit der geringen Natureisernte im milden Winter 1883/84 ‚eine Sturzflut von Aufträgen‘ über ihn hereinbricht.“ Linde weiter: „1891 standen 747 meiner Kältemaschinen in 445 Brauereien in Gebrauch.“<sup>22</sup>

Die Natureisverwendung erhielt somit zunehmend Konkurrenz durch die industrielle Produktion von Blockeis und den Einsatz von großen Kältemaschinen. Der Einzug der kleinen technischen Kühlgeräte als Ersatz für die mit Blockeis befüllten, doppelwandigen Schränke in den Privathaushalten zog sich jedoch über mehrere Jahrzehnte hin. Noch „nach 1925 fahren im Sommer jeden Morgen dreißig Eiswaagen durch die Straßen Frankfurts, und jeder Kutscher hat 200 bis 300 Kunden zu beliefern.“<sup>23</sup> In

21 Vgl. Giedion 1982, S. 648-650.

22 Carl Linde: Aus meinem Leben und von meiner Arbeit. Unveränd. Nachdruck der 1916 erschienen Aufzeichnungen. München 1979, zit. bei Hellmann 1990, S. 60.

23 Hellmann 1900, S. 91.

Deutschland dauerte es bis in 1930er Jahre, bis einigermaßen wirtschaftlich arbeitende Haushaltskühlschränke von der wohlhabenden Oberschicht konsumiert werden konnten. 1937 wurde die Ausstattung mit Kühlschränken im Deutschen Reich auf ca. 80.000 und damit ca. 0,5-1% der Haushalte geschätzt.<sup>24</sup> Das nationalsozialistische Regime förderte die Entwicklung eines „Volkskühlschranks“ zu einem geringen Anschaffungspreis im Sinne seiner Autarkiepolitik. Unter anderem sollte Lebensmittelverlusten entgegengewirkt werden, und so lautete die Parole: „Kampf dem Verderb“.<sup>25</sup> Kriegsbedingt wurden die Ziele nicht erreicht, doch in der Nachkriegszeit griff man auf die Entwicklungsergebnisse zurück.<sup>26</sup> Es begann der Werbefeldzug für den Kühlschrank, der zu den Symbolen für das Motto „Wohlstand für alle“ gehörte, obwohl eine sinnvolle Kosten-Nutzen-Relation lange noch nicht für alle Schichten galt. Erst Mitte der 1970er Jahre war der Markt in der BRD annähernd gesättigt, nachdem durch neue Fertigungsmethoden die Anschaffungskosten deutlich gesenkt werden konnten.<sup>27</sup> Heute gehört der Kühlschrank zur selbstverständlichen Küchenausstattung, obwohl bei genauerer Betrachtung nach wie vor seine Notwendigkeit in Frage gestellt werden könnte. Heutige Einkaufsmöglichkeiten und eine kaum noch notwendige Vorratshaltung sowie Stromverbrauch und betriebsnotwendige Schadstoffe könnten dabei in die aktuelle Kosten-Nutzen-Rechnung einfließen.<sup>28</sup>

Festzustellen bleibt, dass die Produktion und Nutzung von Natureis und künstlich erzeugter Kälte in Deutschland über einen langen Zeitraum gleichzeitig kommerziell betrieben wurde.

### **Eisherstellung, Eishandel und Eislagerung in Kiel**

Die Einrichtungen der Natureis-Industrie in Europa und Deutschland sind nur in Teilen erforscht, so Stephan Lütgert.<sup>29</sup> Er hat sich der Anlagen in Hamburg und Schleswig-Holstein angenommen und Daten über 234 (ehemalige) Eiswerke und Kühllhäuser recherchiert und zum Teil auch fotografisch dokumentiert. Die beiden hier hauptsächlich vorgestellten Eiswerke am Schreventeich in Kiel wurden von Lütgert nicht erfasst, und in Bezug auf die Eiswerke am Drachensee sind seine Darstellungen etwas ungenau. Somit wird hier eine weitere kleine Forschungslücke geschlossen.

---

24 Siehe Stender 1993 a, S. 84.

25 Siehe Hellmann 1990, S. 109-117.

26 Vgl. Hellmann 1990, S. 113.

27 Siehe Stender 1993 a, S. 85-89.

28 Vgl. Stender 1993 b.

29 Lütgert 2000, S. 16-17.

### Der Eiskeller am Kieler Schloss

Vor den umwälzenden Um- und Ausbauten im Kieler Stadtgebiet, die um 1865 einsetzten, existierten etliche Teiche und Bäche. Sie wurden nach und nach kanalisiert, zugeschüttet und bebaut. Es kann zwar angenommen werden, dass die Bevölkerung sich Eis, wenn vorhanden, zunutzte machte, Belege gibt es jedoch nicht.

Der einzige Nachweis aus der Zeit vor der sogenannten zweiten Stadtgündung, das heißt vor der Ernennung zum Kriegshafen des Deutschen Bundes 1867 und zum Reichskriegshafen 1871 mit der entsprechenden Stadterweiterung, bezieht sich auf einen „gantz verfallene[n] Eys-keller“ beim Kieler Schloss. Der Architekt Rudolf Dalin schlug 1727 in einem Kostenvoranschlag den Neubau des bereits 1708 ausgebeserten Gebäudes vor. Er plante einen achteckigen, hölzernen Bau. Ein Plan von 1740 zeigt einen runden Eiskeller aus Feldsteinen, dessen Dach 1763 zwecks besserer Konservierung des Eises vergrößert wurde.<sup>30</sup> Nicht belegt ist die Bezugsquelle für das Eis. Es liegt jedoch nahe, dass es aus dem damals noch herrschaftseigenen Schreven-teich bezogen wurde.

### Die Eiskeller auf den Gütern Schulenhof und Schwartenbek

Woher das Eis für die gutseigenen Eiskeller in Schulenhof und Schwartenbek stammte, ist nicht belegt, vermutet werden können die zahlreich vorhandenen nahegelegenen Gewässer. Auf dem Gut Schulenhof, heute Ortsteil Schulensee der Gemeinde Molfsee, soll bis 1918 ein nach 1873 errichtetes, ca. 36 qm großes, hölzernes Eishaus gestanden haben.<sup>31</sup>

Der in einen kleinen Hang gebaute Eiskeller auf Gut Schwartenbek befindet sich noch heute in der Nähe des Haupthauses. Ein geschweifeter Schaugiebel aus rotem Backstein und weitere Zierelemente verleihen dem Funktionsbau eine

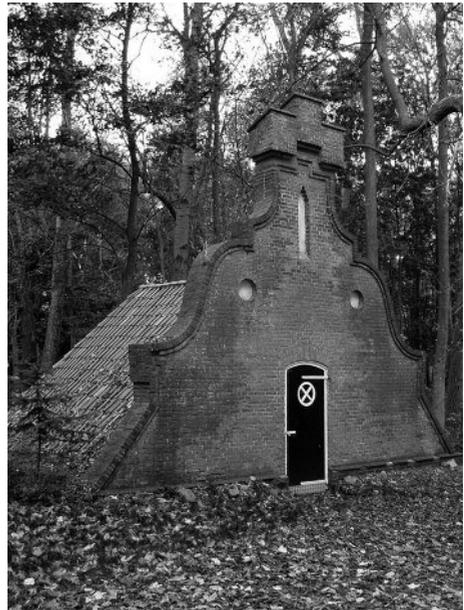


Abb. 2: Eiskeller auf Gut Schwartenbek bei Kiel. Foto: Karen Heide, 2005.

30 Siehe Lütgert 2000, S. 204. Belege im Landesarchiv Schleswig-Holstein, Abt. 8.2 Nr. 171.

31 Siehe Lütgert 2000, S. 208.

aufwertende und einzigartige Note. Schwartenbek wurde im 18. Jahrhundert angelegt und mehrfach umgebaut. Das heutige, in barockisierender Architektur ausgeführte Haupthaus stammt aus dem Jahr 1923. Der Eiskeller bzw. seine Bestandteile sind nicht genau datiert, und vermutlich ist die Anlage im Ganzen älter als der Schaugiebel.<sup>32</sup>

### Der Eiskeller der Akademischen Heilanstalten

Über die Konstruktion des steinernen Eiskellers der Akademischen Heilanstalten (Universitätskliniken), in den 1870er Jahren für 12.000 Mark erbaut, liegt von dem ausführenden und auf Eisbehälter spezialisierten Kieler Architekten Joseph E. Mose (1825-1898) eine ausführliche Beschreibung vor. Ein Plan wird in der Bibliothek der TU Berlin archiviert und ist im Internet zugänglich.<sup>33</sup> Die Sohle des runden Gebäudes wurde möglichst tief gelegt, die doppelte Umfassung war einen

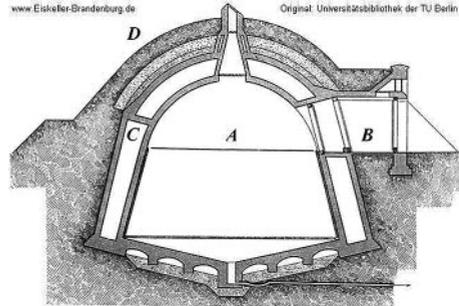


Abb. 3: Plan des Eiskellers „der klinischen Universitätsanstalten zu Kiel“. A = Eisraum, B = Eingangsschleuse, C = Luftschicht zur Isolierung, D = Erdanschüttung. Original in der TU Berlin. Aus: Heintze 2012, S. 5.

Meter breit, und die Konstruktion nutzte vornehmlich Luft als Isolierung. Der Architekt hatte eine schwierige Aufgabe zu lösen, denn: „Da es in dortiger Gegend leicht Winter gibt, während welcher kein Eis gewonnen werden kann, so lag die Aufgabe vor, den Eisbehälter so groß zu bemessen, dass der Inhalt für zwei Sommer ausreiche.“<sup>34</sup>

### Der Eishandel

Es ist kaum verwunderlich, dass der kommerzielle Eisabbau und -handel in Kiel in den 1870er Jahren aktenkundig wurde. Die Stadt bot als Werften- und Marinestandort vielen Menschen Arbeit, die Einwohnerzahl wuchs rapide und damit der Bedarf an Lebensmitteln, die gekühlt werden sollten, auch hier vor allem das Bier. Abnehmer für das Eis waren neben Brauereien und Gastwirtschaften auch Meiereibetriebe, Konditoreien, Schlachtereien, Fischhändler, Krankenhäuser und zunehmend private Haus-

32 Siehe Lütgert 2000, S. 208 und Wilde, L. (Bearb.): Denkmaltopographie der Landeshauptstadt Kiel, Neumünster 1995, S. 540-542.

33 Siehe Heintze 2012, S. 5. In Heintzes Internet-Veröffentlichung befinden sich viele imposante Fotos und andere Abbildungen von Eisindustrieanlagen, vornehmlich in und um Berlin.

34 Lütgert 2000, S. 205-206. Lütgert zitiert ausführlich die Veröffentlichung von J.E. Mose: Beitrag zur Frage: ob Eishaus oder Eiskeller. In: Baugewerks-Zeitung 10, 1878, Sp. 187 f.

halte. Ein zinkverkleideter Holzkühlschrank, laut Typenschild von der Kieler Firma Johannsen & Schmielau, aus der Zeit um 1900 befindet sich im Besitz des Kieler Stadtmuseums.

Im Januar 1889 hatten die Krankenanstalten in Gaarden in der Kieler Zeitung eine Ausschreibung für eine Eislieferung veröffentlicht, was darauf schließen lässt, dass es auch dort einen größeren Eiskeller gegeben haben muss. Eine Woche später berichtete die Zeitung:

*„Das anhaltende Frostwetter veranlasst Brauereien und Meiereien zum Eiskauf. Abgefahren wird vom Schulensee, Drecksee, Holzweise am Viehburger Gehölz und aus dem Teich an der ‚Perle‘. 16-20 Wagenladungen sieht man voll beladen hintereinander die Hamburger Chaussee zur Stadt fahren“.*<sup>35</sup>

Die bis zu 5 Zoll dicken Eisschollen wurden für 2 Mark je Fuder verkauft.<sup>36</sup> Dennoch schien das Eis nicht auszureichen. In jenem Jahr wurden 763,4 Tonnen Eis aus Dänemark bezogen.<sup>37</sup>

Einige Brauereien, die auch in Kiel zu den Hauptkonsumenten von Blockeis gehörten, versorgten sich über gepachtete Wasserflächen selbst. Als Eishändler tritt vor allem die Firma Mordhorst in Erscheinung.

Aus den lückenhaften Statistiken der Kieler Handelskammer von 1889 bis 1905 lässt sich nicht ablesen, wie viele und welche Firmen am überregionalen Eishandel beteiligt waren. Auch lassen sich die extremen Schwankungen und Zusammenhänge zwischen Ein- und Ausfuhrmengen ohne weitere Parameter, wie zum Beispiel Witte-



*Abb. 4: Mit Zink ausgekleideter Holzkühlschrank, um 1900. Stadt- und Schifffahrtsmuseum Kiel. Foto: Karen Heide, 2005.*

<sup>35</sup> Kieler Zeitung, 7.1.1889 morgens. Mit der „Perle“ ist das Hotel zur Perle der Gebr. Bracker, ab 1900 der Gebr. Busse gemeint. In den Zeitungen wirbt das Unternehmen mit Freizeitvergnügen auf der Eisbahn incl. Feuerwerk. 1 Fuder = ca. 1 m<sup>3</sup>.

<sup>36</sup> Kieler Zeitung, 12. Januar 1889 abends.

<sup>37</sup> Berichte der Handelskammer zu Kiel.

rungsverhältnisse, nicht analysieren. Einige Mengen sollen hier jedoch genannt werden, um die Dimensionen zu veranschaulichen. Im Jahr 1889 wurden aus Dänemark 763 Tonnen Eis importiert, 1891 bis 1893 gab es keine Importe. Stattdessen wurden 16 Tonnen im Bereich der Kieler Förde ausgeliefert. Erst wieder im Jahr 1894 bezog man Eis aus Norwegen und in diesem Jahr wurde mit 13.854 Tonnen die Spitze erreicht. Gleichzeitig lieferte man 5,3 Tonnen Eis in die Häfen der Kieler Förde und darüber hinaus. Ein Jahr später kam nicht einmal mehr die Hälfte aus dem Ausland, dafür wurde mehr Eis ausgeführt. Die Spitze bei der Ausfuhr ist 1896 ausgewiesen. Mit 115,5 Tonnen lag sie in diesem Jahr bei ca. 7 Prozent der Einfuhrmenge.

## Der Eisabbau in Kiel

### Galgenteich<sup>38</sup>

Vier Brauereibesitzer, die den Galgenteich zum Eisabbau nutzten, stritten 1874 um die Abbaumengen. Seitdem wurde die Wasserfläche im Winter planmäßig nach Quadratmetern zwischen den Pächtern Aktien-Brauerei, Stocks, Arp, Schlüter & Co. und Ebers aufgeteilt. Die Brauerei Stocks unterhielt außerdem einen Eisschuppen.<sup>39</sup> 1882 übernahm der Steinsetzer und Pferdefuhrwerker Friedrich Mahnke die Erntefläche und den Eisschuppen von Stocks. Doch auch zur Familie Mahnke gehörte ein Bierhändler, der in der Schloßstraße ein Geschäft betrieb.<sup>40</sup> Die Pachtverträge wurden jeweils über fünf Jahre geschlossen, um unregelmäßiges Wetter auszugleichen. Die letzten Verpachtungen liefen von 1882 bis einschließlich dem Winter 1887/88, in denen die Stadt insgesamt 438 Mark pro Jahr Gebühren für die Eisentnahme erhob.<sup>41</sup>

Nach dem Tod Friedrich Mahnkes führte seine Frau Helene den Betrieb weiter. Frau Mahnke wohnte in der Alten Reihe 12 (heutiges Gelände der Ostseehalle/Spar-kassen-Arena) und ist im Adressbuch als Betreiberin von „Molkerei, Kindermilchstation und Eishandel“ aufgeführt.<sup>42</sup> Auch sie hatte also einen Eigenbedarf an Kühlmitteln für die anderen Geschäftszweige.

Im März 1887 brannte ihr Eisschuppen ab. Da zu diesem Zeitpunkt bereits beschlossen war, dass der Galgenteich nach dem nächsten Winter zugeschüttet und bebaut werden sollte, beantragte Helene Mahnke bei der Stadtverwaltung die Anpachtung von zwei Kleingartenparzellen am Schreventeich zwecks Einrichtung einer Eisfabrik und erhielt die von ihr gewünschten Parzellen am Südufer des Teiches (heute Arndtplatz).

38 Heute etwa das Gelände zwischen Möllingstraße, Stiftstraße und Kronshagener Weg.

39 Kieler Stadtarchiv, Nr. 9331 und Nr. 10328.

40 Kieler Stadtarchiv, Nr. 10230 und Nr. 10231.

41 Kieler Stadtarchiv, Nr. 10328.

42 Adressbuch der Stadt Kiel 1883.

Sie musste eine erhöhte Pacht von 100 Mark pro Jahr zahlen, da „die daneben gelegenen übrigen Gärten durch die projectierte Anlage eines Eishauses für Gartenliebhaber entschieden an Werth“ verloren. Das Eishaus wurde 1888 errichtet.<sup>43</sup>

### Schreventeich

Bereits im Jahr 1873 hatte der Kaufmann, Gastwirt und Stadtrat Heinrich Wichmann auf der sogenannten „Klein-Kielstein-Koppel“ am nördlichen Ufer des Schreventeichs vier Kleingartenparzellen gepachtet und ein Eishaus errichten lassen. Wichmann erhielt eine Mengenzuweisung, ansonsten gab es auf dem Schreventeich keine Zuteilungsflächen. So haben die Fuhrleute der Brauerei Ebers im Winter 1876/77 aus der zugewiesenen Fläche im Galgenteich 1483 m<sup>3</sup> und von dem frei zugänglichen Schreventeich 1072 m<sup>3</sup> Eis geholt, insgesamt 2555 Fuder.<sup>44</sup>

Der mit seinem Eishaus ansässige Wichmann erhielt die Erlaubnis, für einen Aufseher ein Wohnhaus mit Pferdestall zu bauen unter der Bedingung, „dass jeglicher Urin und sonstiger Abfluß niemals in das Wasser des Schreventeiches wird gelangen können.“<sup>45</sup> In diesem Haus wohnte 1889 der Arbeiter Wilhelm Lucht mit seiner Frau Anna, was aus der Geburtsurkunde ihres Sohnes Karl vom 4. September d.J. hervorgeht, in der als Adresse „Knooper Weg – Eishaus ohne Nummer“ genannt wird.<sup>46</sup> Im Adressbuch der Stadt lautet der Eintrag in dieser Zeit „Wichmann’s Eishaus“. Ab 1895 ist nur noch die Bezeichnung „Eishaus“ angegeben und als Besitzer die „Kieler Eiswerk GmbH“, deren Kontor sich in der Hafenstr. 11 befand und deren Geschäftsführer der Kaufmann August Seibel war. Bis 1901 existierten die „Kieler Eiswerke“ am Schreventeich.<sup>47</sup> Danach plante das Unternehmen den Umzug an den Kopperpahler Teich in Kronshagen.<sup>48</sup>

---

43 Kieler Stadtarchiv, Nr. 21812.

44 Kieler Stadtarchiv, Nr. 9331.

45 Kieler Stadtarchiv, Nr. 22050.

46 Telefonische Auskunft von Frau M. Spauke, Kiel, am 18.10.2005. Frau Spauke ist die Enkelin von Karl Lucht, der 1987 mit 98 Jahren verstarb. Frau Spauke berichtete, dass ihr Urgroßvater, Wilhelm Lucht, bis ca. 1900 in dem Eishaus am Schreventeich gewohnt habe und dann zum Kopperpahler Teich in Kronshagen umgezogen sei, ebenfalls in ein Eishaus. Außerdem erzählte Frau Spauke eine Familienaneddote, die ihr Großvater immer wieder erzählt habe, auch und besonders, als er, an Demenz erkrankt, im Pflegeheim gebadet wurde: Anna Lucht, die Mutter von Karl, konnte nicht schwimmen und hatte immer Angst um ihre am Schreventeich spielenden Kinder. Daher hatte sie eine Harke am Haus stehen, denn manches Mal fiel tatsächlich eines der Kinder in den Teich und die Mutter fischte es an den Hosenträgern wieder heraus. Wenn sie ihre Mutter ärgern wollten, riefen die Kinder lauthals: „Ik suup afl!“

47 Adressbücher der Stadt Kiel 1889 ff.

48 Kieler Stadtarchiv, Nr.10293 und Nr. 10294.

Schräg gegenüber von „Wichmanns Eis-  
haus“ am östlichen Ufer errichtete 1888  
Helene Mahnke ihren Betrieb am Süd-  
ufer, nachdem ihrem Antrag trotz der, je-  
doch nur lahmten, Bedenken des Stadtrats  
und Konkurrenten Wichmann entspro-  
chen worden war. Ein Jahr darauf bat sie  
erfolgreich um die Erlaubnis, an beiden  
Enden des Eisschuppens einen zwei  
Meter hohen Plankenzaun mit abschließ-  
baren Durchgangstüren errichten zu dür-  
fen, „um einen Eiselevator aufstellen zu können und die Dampfmaschine pp. gegen  
ruchlose Hände schützen zu können.“<sup>49</sup>

Helene Therese Mahnke, geb. Schlüter (1857-1920), heiratete 1890 den aus Mei-  
mersdorf stammenden Landwirtssohn Ernst Detlev Mordhorst (1864-1942), der eben-  
falls in der Alten Reihe 12 und als „Verwalter der Fa. Mahnke“ gemeldet war.<sup>50</sup> Nach  
der Heirat übernahm er das Eiswerk am Schreventeich, das bis 1901 als „Mordhorst-  
scher Eisschuppen“ bezeichnet wurde.<sup>51</sup>

Beide Eiswerke am Schreventeich mussten dem Projekt „Hohenzollernpark“ wei-  
chen. Der Mordhorstsche Eisschuppen machte Platz für den Arndtplatz als repräsen-  
tativem Entree für den neuen Park und die „Kieler Eiswerke“ wichen an der Ecke  
Goethestraße/Humboldtstraße dem Elektrizitätswerk.

### Drachensee

Im Firmenregister der Handelskammer zu Kiel erscheint Ernst Detlev Mordhorst als  
Betreiber von vier Gewerben: Rollfuhrwerkbesitzer, Steinsetzergeschäft, Bauunter-  
nehmung und Eishandel. 1894 kaufte Mordhorst den „Drecksee“, heute Drachensee,  
an der Hamburger Chaussee in Hassee und richtete dort sein zweites Eiswerk mit zwei  
großen Schuppen ein. Die Wände waren ca. einen Meter dick und mit Torf isoliert.<sup>52</sup>  
Ein dampfbetriebener Elevator transportierte das Eis von der Abbaustelle im See in  
die Lagerhallen. 1909 kam ein weiterer Schuppen mit Pferdeställen hinzu, so dass sich



Abb. 5: Elevator vom Eisspeicher in Rixdorf  
(heute Berlin-Neukölln), um 1899. Original  
in der TU Berlin. Aus: Heintze 2012, S. 37.

49 Kieler Stadtarchiv, Nr. 19120: Brief von Frau M. an die Feld- und Wegekommission der Stadt Kiel am 29. 11. 1889.

50 Adressbuch der Stadt Kiel 1890.

51 Walter Mordhorst (1994): Chronik der Familie Mordhorst. Stadtarchiv Kiel und Firmenregister der Handelskammer zu Kiel, Register-Nr. 1811.

52 Kieler Nachrichten, 22.3.2006, S. 31.

vermutlich eine Gesamtlagerfläche von ca. 2000 m<sup>2</sup> ergab.<sup>53</sup>

Familie Mordhorst ließ 1903 auf dem Gelände ein erstes Wohnhaus errichten<sup>54</sup> und stellte zur gleichen Zeit erfolgreich den Antrag beim Regierungspräsidenten, das Gewässer in „Drachensee“ umbenennen zu dürfen.<sup>55</sup> 1925 entstand durch Umbau und Erweiterung eines Vorgängerbaus die Villa „Haus Drachensee“, die heute noch vorhanden ist.

Der 1892 geborene Sohn von Helene und Ernst Mordhorst kam im 1. Weltkrieg ums Leben. Helenes Söhne aus erster Ehe, Fritz und Karl Mahnke, von Beruf Ingenieure, erhielten zunächst für einige Jahre Prokura in der Firma E. Mordhorst, bevor sie 1920 als Gesellschafter in das Geschäft eintraten.<sup>56</sup> Mitte der 1930er Jahre wurde das Eiswerk noch in einem Mitgliedsverzeichnis der Lebensmittelindustrie aufgeführt. Doch 1938 stellte Mordhorst einen Bauantrag zur Errichtung eines Wagenschuppens an der Stelle der Eisschuppen und verkaufte das Gelände wenig später an die Kieler Brot- und Gebäckfabrik Joh. Steffens. Seit 1952 gehören Grundstück und See der Stadt Kiel.<sup>57</sup>

### **Künstliches Eis**

Zur Abrundung des Themas folgen noch einige kurze Hinweise zur kommerziellen Kunsteisfabrikation in Kiel.

#### Firma Mordhorst

Um das Jahr 1900, als das Natureiswerk am Schreventeich aufgegeben werden musste, erweiterte Ernst Mordhorst seine Firma um die „Kieler Kristalleisfabrik“ im Sophienblatt 58 in Kiel (Bahnhofsnähe). Vermutlich bis zu den Kriegsschäden 1942 wurde dort Kunsteis produziert.<sup>58</sup>

#### **Firma Dornbräu** (später Dorn Biervertriebs GmbH)

1905 errichtete die Firma „Dornbräu“ in der Braustraße 5-7 in Hassee eine Brauerei, die 1926 aufgegeben wurde. Stattdessen entstanden dort um 1930 eine Nudelfabrik

---

53 Vgl. Lütgert 2000, S. 207. Die von S. Lütgert ausgewerteten Bauakten sind unvollständig und enthalten keine Angaben über die genaue Fläche und Höhe der Gebäude.

54 Vgl. Lütgert 2000, S. 208.

55 Kieler Stadtarchiv, Nr. 21692.

56 Walter Mordhorst (1994): Chronik der Familie Mordhorst. Stadtarchiv Kiel.

57 Vgl. Lütgert 2000, S. 207-208.

58 Vgl. Lütgert 2000, S. 238.

und in Konkurrenz zur Firma Mordhorst eine Eisfabrik, deren Betriebsdauer nicht bekannt ist. Auch diese Fabrik wurde 1943 beschädigt.<sup>59</sup>

### Seefischmarkt

Im Jahr 1953 übernahm die Kieler Seefischmarkt GmbH das Eiswerk von der Hochseefischerei Kiel. Das Werk produzierte mit einer Kapazität von ca. 100 Tonnen pro Tag das Eis, das für die Versorgung von Fischerei und Fischwirtschaft benötigt wurde. 1975 wurde der Betrieb eingestellt.<sup>60</sup>

### **Literatur**

Giedion, Sigfried (1982)

Die Herrschaft der Mechanisierung. Ein Beitrag zur anonymen Geschichte [Original: Mechanization Takes Command. Oxford 1948]. Frankfurt a. M.

Heintze, Norbert (2012)

Eiskeller und Eiswerke in Berlin und Brandenburg. Privatveröffentlichung als pdf; [www.Eiskeller-Brandenburg.de](http://www.Eiskeller-Brandenburg.de); Zugriff am 7.10.2012.

Hellmann, Ullrich (1990)

Künstliche Kälte. Die Geschichte der Kühlung im Haushalt. Giessen.

Lütgert, Stephan (1994)

Eiskeller im Altkreis Eckernförde, in: Jahrbuch Heimatgemeinschaft Eckernförde e.V., 52, S. 89-101.

Lütgert, Stephan A. (2000)

Eiskeller, Eiswerke und Kühllhäuser in Schleswig-Holstein und Hamburg. Ein Beitrag zur Kulturlandschaftsforschung und Industriearchäologie. Husum.

Stender, Detlef (1993 a)

Mühen, Sinne, Kniffe. Vom Kühlen ohne Strom. In: „Das Paradies kommt wieder ...“. Zur Kulturgeschichte und Ökologie von Herd, Kühlschrank und Waschmaschine. Katalog zur gleichnamigen Ausstellung, hg. vom Museum der Arbeit. Hamburg, S. 78-99.

Stender, Detlef (1993 b)

Das bittere Ende. Ökologische Aspekte des Kühlschranks. In: „Das Paradies kommt wieder ...“. Zur Kulturgeschichte und Ökologie von Herd, Kühlschrank und Waschmaschine. Katalog zur gleichnamigen Ausstellung, hg. vom Museum der Arbeit. Hamburg, S.100-107.

### **Quellen**

<http://www.seefischmarkt-kiel.de/index.php?/Informationen/Unternehmen/geschichte.html>; Zugriff am 7.10.2012.

Stadtarchiv Kiel, Nr. 9331 Akte betr. Galgenteich.

Stadtarchiv Kiel, Nr. 10230 und 10231: Gewerbesteuer-Notiz-Register.

Stadtarchiv Kiel, Nr. 10293 und 10294 Verpachtung und Kündigung von Pachtgärten 1901-1902.

Stadtarchiv Kiel, Nr. 10328 Zuschüttung des Galgenteiches.

<sup>59</sup> Vgl. Lütgert 2000, S. 238.

<sup>60</sup> <http://www.seefischmarkt-kiel.de/index.php?/Informationen/Unternehmen/geschichte.html>; aufgerufen am 7.10.2012.

- Stadtarchiv Kiel, Nr. 19120 Antrag auf Einfriedigung um einen Eiselevator 1889.  
Stadtarchiv Kiel, Nr. 22050 Verpachtung der Gärten Klein-Kielstein-Koppel.  
Stadtarchiv Kiel, Nr. 21692 Umbenennung Drecksee 1903.  
Stadtarchiv Kiel, Nr. 21812 Verpachtung der Parzellen der Schreventeichkoppel an die Witwe Helene Mahnke behuf Erbauung eines Eisschuppens 1887.  
Stadtarchiv Kiel, Nr. 23953 Verkauf Bauplätze Block B Schreventeichgelände 1904.  
Stadtarchiv Kiel: Adressbücher der Stadt Kiel 1886-1903.  
Stadtarchiv Kiel: Verwaltungsberichte der Stadt Kiel 1891-96; 1897-1900; 1901-1906.  
Stadtarchiv Kiel: Berichte der Handelskammer zu Kiel.  
Stadtarchiv Kiel: Gunter Bolwig, Die Bebauung der Schreventeichländereien im ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts. Unveröffentl. maschinenschriftl. Manuskript. Kiel 1995.  
Stadtarchiv Kiel: Walter Mordhorst, Chronik der Familie Mordhorst. Kiel 1994.
- Kieler Zeitung, 7.1.1889 morgens  
Kieler Zeitung, 12. 1.1889 abends  
Kieler Zeitung, 5.1.1901 morgens  
Kieler Zeitung, 10.1.1901 morgens  
Kieler Zeitung, 19.6.1901 abends  
Kieler Zeitung, 22. 9.1901 morgens  
Kieler Zeitung, 18.2.1902 abends  
Kieler Nachrichten, 25.5.1964 – Wilhelm Reimer: Lebenserinnerungen.  
Kieler Nachrichten, 22.3.2006, S. 31: „Wer kauft schon Eis aus dem Drecksee?“ von J. Ruske.
- Amtsgericht Kiel, Registergericht: Firmenregister, betr. Fa. Mordhorst: 1875-1897, Register-Nr. 1811;  
Akten zum Firmenregister Bd. 83 Blatt 1: Übertragen ins Handelsregister Abt. A No 447 H.R.A. 447  
20. Sept. 1902.
- Telefoninterviews mit Frau Monika Spauke, Kiel, 18.10.2005 und Herrn Gunter Bolwig, Kiel,  
24.10.2005.

---

**Am Seminar für Europäische Ethnologie/Volkskunde  
der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel  
abgeschlossene Examensarbeiten 2010-2011<sup>1</sup>**

**2010**

- Kristin Ameis: Von der landwirtschaftlich geprägten Gemeinde zum „Künstlerdorf“? Entwicklung und Wahrnehmung kultureller Angebote in der Gemeinde Barnitz (M.A.)
- Lene Eckert: „Recht auf Stadt“. Die Hamburger Sternschanze zwischen Aufwertung und Kommerzialisierung (M.A.)
- Alexander Eggert: Die Seifenfabrik Hirschberg in Itzehoe 1842-1950. Seife und Hygiene als Geschäftsidee (M.A.)
- Christine Gaäl: Leben in Sandnes (Norwegen) in den 1960er Jahren (M.A.)
- Janine Kiby: Private Fotografie als kulturelle Praxis. Wandel durch Digitalisierung (M.A.)
- Arne Kunz: Computerspiele. Virtuelle Welten als Freizeitkultur (M.A.)
- Verena Lippert: Sammeln als Hobby in der Erlebnisgesellschaft. Das Überraschungsei als Beispiel (M.A.)
- Judith Ohrtmann: Männliche Sozialisation zwischen Militär und Wissenschaft 1890-1914. Annäherungen über Knabenliteratur (M.A.)
- Birte Raabe: Das Circus-Museum in Preetz. Von der privaten Sammlung zur musealen Institution (M.A.)
- Kathrin Sinner: Schleswig-Holstein – das nördliche Bundesland. Räumliche Verortung als kulturelles Identitätskonstrukt (Diss.)
- Mandy Schimmel: Leben, um zu sterben – sterben, um zu leben. Islamische Bestattungen in Berlin (M.A.)
- Konstanze Schlegelberger: Studieren und leben in Europa. Das ERASMUS-Austauschprogramm als Weg in eine transkulturelle Identität? (M.A.)
- Katharina Schroers: Gated Communities. Zur Verhandlung einer Lebensform zwischen Öffentlichkeit und Privatheit (M.A.)

---

<sup>1</sup> Für den Zeitraum 2008-2009 siehe TOP 40, 20/2010, S. 79.

Beatrice Schubmehl: Bunker als Erinnerungsort. Erzählen und Deuten (M.A.)

Johannes Steffen: Wie Manager gemacht werden. Habitus-Konfigurationen bei Studierenden an Business-Schools (M.A.)

Jesko-Alexander Zychski: Space Invaders keep invading – Retro Gamer und Vintage-Leidenschaften. Posttraditionale Spiele um Gemeinschaft und Identität (M.A.)

## 2011

Ute Bergmann: Glücklich werden, glücklich sein. Zur aktuellen Diskussion um das Glück im Alltag (M.A.)

Theresa Borgardt: Landschaftswahrnehmung und Windkraftanlagen im Landkreis Cuxhaven. Eine Diskursanalyse (M.A.)

Karen Breiholz: Diagnose Hochbegabung. Kindheit in der Wissenschaftsgesellschaft (M.A.)

Tatjana Cornehl: Rauchen verboten. Zur diskursiven Dynamik einer kulturellen Praxis (M.A.)

Sarah Dieckmann: Der Kieler Nordfriedhof als Erinnerungsort (M.A.)

Simon Graßhoff: Das Fremde. Kulturkontakte und Kulturkonflikte als Thema der Europäischen Ethnologie/Volkskunde (M.A.)

Henrik Hadewig: Computer- und Videospiele. Kulturelle Repräsentationen im Vergleich zwischen Japan und Deutschland (M.A.)

Sebastian Hess: Zur biographischen Erfahrung von Polen in Kiel. Zwischen Segregation und Integration (M.A.)

Peter Hinrichs: Wacken. Raumkonstitution und Raumkultur (M.A.)

Sophie Maria Holzner: Weibliche Identitätsentwürfe zwischen Familie und Karriere. Biographische Annäherungen von Wissenschaftlerinnen an einer deutschen Universität (M.A.)

Eric Hommel: „Verstädterte Landschaft“. Zur Frage nach urbanen Wahrnehmungen am Kieler Stadtrand am Beispiel (Neu-)Meimersdorf (M.A.)

Martina Klatte: Geschichten. Annäherungen an die Gegenwart im Museum (M.A.)

Kerstin Kristahl: „Die drei ???“. Zur kulturellen Dynamik einer Kinderhörspielreihe (M.A.)

- 
- Juliane Kühne: Erzählen über den kriegsbedingten Verlust biographischer Objekte (M.A.)
- Anna Muszeika: Rothaarige Frauen. Ursprung und Wandel eines Stereotyps (M.A.)
- Joana Poloschek: Besuch aus einem „fernen“ Land. Zur Wahrnehmung von Mobilität zur Zeit der Grenzöffnung 1989. Eine Medienanalyse (M.A.)
- Oleg Pronitschew: Das Aushandeln jüdischer Identität in Kiel und Hamburg. Ein Vergleich (M.A.)
- Patrick Rahlf: Die lokale Berichterstattung von Tageszeitungen in Bezug auf die Identitätsbildung ihrer Leserschaft am Beispiel des Fehmarnschen Tageblatts (M.A.)
- Yvonne Reinsch: Das Hafenkrankehaus Hamburg. Diskurse um eine Schließung (M.A.)
- Benthe Schemmel: Von der Einkaufs- zur Freizeitzone. Neue Erwartungen an die Innenstadt und Strategien der Belebung am Beispiel Kiel (M.A.)
- Katharina Schuchardt: Leben und Arbeiten zwischen den Welten. Transmigrantische Erfahrungen von polnischen und litauischen Pflegekräften in Deutschland (M.A.)
- Ulrike Schuelper: Friluftsliv. Eine Annäherung an das norwegische Naturverständnis (M.A.)
- Martin Schultze: Let's work together. Die Aushandlung von Interdisziplinarität in der Graduiertenschule „Human Development in Landscapes“ in Kiel am Beispiel des Wissensmoduls Landschaft (M.A.)
- Anna Wendt: Marketingstrategien eines Vereinsmuseums. Eine Untersuchung am Beispiel des HSV-Museums (M.A.)
- Katharina Wollowski: Die Wohnkultur der 1950er Jahre in der BRD. Zur Produktion und Vermittlung gesellschaftlicher Leitbilder (M.A.)
- Ina Wulff: „Als die Flüchtlinge kamen ...“. Zur Erfahrung von Differenz in der Nachkriegsgesellschaft (M.A.)

## Buchbesprechungen

*Anna Buck/Lena Bonhoff/Ruth Clausen/René Rasmussen: Auf den Spuren des Minderheitenlebens 2009-2010. Sønderborg (Museum Sønderjylland – Sønderborg Slot) 2010, 183 S., zahlr. Abb., 25 Informationstafeln.*

Das auf Deutsch und Dänisch herausgegebene Buch zeigt, wie sich das Leben der deutschen und der dänischen Minderheit in der Region nördlich und südlich der deutsch-dänischen Grenze gestaltet. Von den Autoren Anna Buck, Lena Bonhoff, Ruth Clausen und René Rasmussen wird über das Gemeinschaftsleben im Alltag, über Gedenkfeiern, über Schul- und Kindergartenfeste und deren identitätsstiftende Rolle berichtet sowie über Organisations- und Vereinsjahresfeiern in der Region Nord- und Südschleswig im Zeitraum von 2009 bis 2010. Die Inhalte sind Teilergebnisse des von Peter Dragsbo geleiteten grenzüberschreitenden INTERREG IVA Projekts „Minderheitenleben/Min-dretalsliv“. In diesem Buch werden die Inhalte des Dokumentations- und Sammlungsprojekts präsentiert. Die Ergebnisse des Interviewprojektes wurden bereits 2011 in dem Buch „Stimmen aus dem Grenzland/Stemmer fra Grænselandet“ veröffentlicht. Im Anhang des Werkes befindet sich eine DVD, deren Inhalte sich aus der Teilnehmerbeobachtung des Dokumentations- und Sammlungsprojekts ergeben haben. Sie präsentiert zum Teil bereits im Buch behandelte Themen, zeigt jedoch auch weitere über das Buch hinausgehende Beiträge.

Im ersten Teil des Buches „Ein Jahr im Grenzgebiet“ berichten die Autoren über Jugend- und Kinderveranstaltungen, über Jahresfeiern beider Minderheiten sowie über spezielle Feste und Veranstaltungen der jeweils deutschen und dänischen Minderheit, ohne die Inhalte einem Oberthema zuzuordnen. Im zweiten Block des Buches „Identitäten“ werden die Rolle der Minderheitssprache als identitätsstiftendes Element herausgestellt, über vergangene und aktuelle Sprachdebatten berichtet und die Positionen dänischer und deutscher Institutionen in Nord- und Südschleswig verdeutlicht. Des Weiteren wird über historische Ereignisse und Erinnerungsorte wie beispielsweise die Rechtsabrechnung deutscher Nordschleswiger nach 1945 (S. 81-83) oder die Düppeler Höhe (S. 90-94) berichtet und unter der Perspektive der Identitätsstiftung kritisch diskutiert. Im letzten Teil des Buches „Vereine und Organisationen“ stellen die Autoren Projekt-, Partei- und Partnerschaftsarbeit deutscher und dänischer Minderheiten in den Fokus. Dabei berichten sie unter anderem über politisches Engagement in der Schleswischen Partei oder im Südschleswigschen Wählerverband (S. 128-134), über ein

Schülerprojekt des dänischen Gymnasiums in Flensburg „Duborg Skolen“ (S. 120-122), das sich um die Wissensvermittlung in Bezug auf das Leben der Minderheiten bemüht, und über ein deutsch-dänisches Theaterfestival (S. 143-145), das den zuhörenden Kindern die deutsche und dänische Sprache näherbringt.

Das Ziel des Buches, konkretes Wissen über die zwei nationalen Minderheiten im Grenzland der Gegenwart und der jüngsten Zukunft „... nicht zuletzt [für] Kinder, Jugendliche und Unterrichtseinrichtungen“ (S. 8) aufzuzeigen, ist in seiner anschaulichen Art, mit seinem zugänglichen Sprachstil und mit seinen vielen Fotos gelungen. Dieser von den Autoren gewollte Schreibstil schließt eine streng wissenschaftliche Kritik aus. So ist es auch nur stringent, wenn sich keine wissenschaftlichen Quellen- und Informationsverweise in dem Buch finden. Dennoch muss der Leser nicht auf weiterführende Hinweise oder Erklärungen verzichten, da er sie in kurzen Informationskästen, die sich in die Beiträge einfügen, vorfindet. Die Schwierigkeit, die Beiträge über die kulturellen Ereignisse in eine Ordnung zu bringen, wird durch eine Kategorisierung gelöst. Dies fällt nicht gleich ins Auge, da sie weder im Inhaltsverzeichnis noch im Einleitungstext erwähnt wird. Dennoch erhält der Leser ein schlüssiges Bild über das Leben der Minderheiten. Im Verlauf der Beiträge werden immer wieder Rückbezüge auf bereits erwähnte Inhalte genommen, wie der Beitrag „Der ideale Südschleswiger“ (S. 78-80) zeigt, in dem gleich auf mehrere bereits genannte Phänomene Bezug genommen wird.

Das Buch in seiner deskriptiven Art ist ein Werk, das eine gelungene Momentaufnahme des Lebens der deutschen und der dänischen Minderheit im Grenzgebiet von 2009 bis 2010 zeigt. In seiner Konzeption erreicht es sicherlich die selbst ernannten Rezipienten wie Kinder und Jugendliche und kann für Schulunterrichtseinheiten herangezogen werden. Der Wissenschaft schließlich bietet das Buch die Möglichkeit der Inspiration über kulturelle Phänomene der beiden Minderheiten.

Abschließend lässt sich zusammenfassen, dass die Inhalte des Werks für Mitglieder der Minderheiten, für regional engagierte Personengruppen, Schulen, Kindergärten oder in Ansätzen auch für die Wissenschaft von Interesse sein können. Es sensibilisiert den Leser in anschaulicher Weise für die Präsenz und die Aktualität des deutsch-dänischen Minderheitenlebens in Nord- und Südschleswig.

*Daniel Hoth*

*Ulrike Looft-Gaude u.a.: Frauenbilder – Lebensmomente in Schleswig-Holstein (= Veröffentlichungen des Schleswig-Holsteinischen Freilichtmuseums, Bd. 8). Neumünster (Wachholtz Verlag) 2012, 132 S., zahlr. Fotografien.*

Die Verbindung von „professioneller“ Museumsarbeit und „ehrenamtlichen“ Arbeitskreisen oder anderweitiger „laienhafter“ Bürgerbeteiligung bringt meiner Meinung nach nicht nur besonders lebendige Projekte hervor, sondern ist auch ein sinnvolles Mittel, um Besucherinnen und Besucher stärker an das Museum zu binden. Dies zeigt auch die vorliegende Veröffentlichung „Frauenbilder – Lebensmomente in Schleswig-Holstein“. Der Bildband wurde 2012 vom „LandFrauen-Archiv im Schleswig-Holsteinischen Freilichtmuseum“ herausgegeben und gemeinsam von der Museumsmitarbeiterin Ulrike Looft-Gaude und einer Arbeitsgruppe aus den Teilnehmerinnen des LandFrauen-Archivkreises erarbeitet.

Das „LandFrauen-Archiv im Schleswig-Holsteinischen Freilichtmuseum“ geht auf einen Vorschlag der ehemaligen Präsidentin des LandFrauenVerbandes Erika Lenz zurück. Seit 2007 werden hier Archivalien, überwiegend Fotografien, zum Leben der Frauen im ländlichen Raum in Schleswig-Holstein gesammelt. Eine erste Ausstellung im Jahr 2009 weckte das Interesse von Gabriele Wachholtz, Geschäftsführerin des Wachholtz Verlages, die schließlich auch die Idee zu einem Bildband hatte.

Ziel des Bandes ist es, das weibliche Landleben und insbesondere die Arbeitswelt von Frauen sichtbar zu machen. Die Fotografien stammen überwiegend aus der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts und wurden um lebensgeschichtliche Erinnerungen von Frauen aus dem ländlichen Raum sowie weitere Texte, wie zum Beispiel Lieder oder Rezepte, ergänzt. Jedem Kapitel ist zudem ein längerer Text vorangestellt, der die Thematik kurz und verständlich erläutert.

Die ersten beiden Kapitel „Zeitgeschehen“ und „Von der Kindheit bis ins Alter“ haben einen einleitenden und übergeordneten Charakter und zeigen politische und gesellschaftliche Veränderungen seit Mitte des 19. Jahrhunderts bis in die Nachkriegszeit auf. Hiernach folgen die Kapitel, die sich verstärkt mit dem Aspekt der weiblichen Arbeit im ländlichen Schleswig-Holstein befassen. Während es in „Haus und Hauswirtschaft“ und „Hof und Feld“ überwiegend um die verschiedenen Arbeitsfelder der Mädchen und Frauen geht, werden in „Lehrerin, Gastwirtin und Postbotin“ die wenigen möglichen Berufsfelder für Frauen vorgestellt. Innerhalb der Kapitel sind die Fotografien weniger chronologisch als vielmehr thematisch angeordnet. Jedoch ist der überwiegende Teil der Fotos datiert und mit einer Ortsbezeichnung versehen. Einschneidende gesellschaftspolitische Ereignisse und ihre Auswirkungen auf die weib-

liche Arbeits- und Lebenswelt, wie beispielsweise die beiden Weltkriege und das nationalsozialistische Regime, ziehen sich durch alle Kapitel und spiegeln sich immer auch in den Fotografien wider. Der letzte Abschnitt „Freizeit, Feste und Ausflüge“ widmet sich schließlich nicht nur weiblichen Freizeitvergnügungen, sondern auch den Einschränkungen, die Frauen immer wieder in ihrer Freizeit hinnehmen mussten.

Die teils großformatigen Fotografien und die kurzen, prägnanten und verständlichen Texte des Bildbandes laden zum „Schmökern“ und zum gemeinsamen Betrachten ein. Hier bietet sich auch der Einsatz in einer intergenerationellen Geschichtsvermittlung an. Gleichzeitig liefert der Band Kultur-, Geschichts- und MuseumswissenschaftlerInnen einen schönen Überblick über das im LandFrauen-Archiv gesammelte Material, so dass der Archivbestand vielleicht auch noch für weitere Veröffentlichungen und Ausstellungen genutzt werden kann.

*Julia Schramm*

*Kathrin Sinner: Schleswig-Holstein – das nördliche Bundesland. Räumliche Verortung als kulturelles Identitätskonstrukt (= Kieler Studien zur Volkskunde und Kulturgeschichte, Bd. 8). Münster u.a. (Waxmann Verlag) 2011, 220 S.*

„In der gegenwärtigen Selbstverortung Schleswig-Holsteins als nördlichem Bundesland ist zu beobachten, dass sich Schleswig-Holstein nicht nur aufgrund seiner geographischen Lage so bezeichnet, sondern bemüht ist, mit einer Reihe sehr unterschiedlicher Aktivitäten den expliziten Bezug zum Norden zu akzentuieren. Der Norden meint dabei einmal sehr konkret den baltischen Raum, aber auch zugleich einen imaginierten Raum, der durch die Zuschreibung von Merkmalen und Eigenschaften entsteht“, heißt es in der Einleitung der 2011 veröffentlichten Dissertation von Kathrin Sinner, die im Rahmen des Graduiertenkollegs „Imaginatio borealis. Perzeption, Rezeption und Konstruktion des Nordens“ an der Universität Kiel entstanden ist und von Prof. Dr. Silke Göttisch-Elten vom Seminar für Europäische Ethnologie/Volkskunde betreut wurde. Ausgangspunkt der Untersuchung ist die Diagnose einer seit dem Regierungsantritt Björn Engholms 1988 und verstärkt seit dem Umbruch von 1989 von Seiten der Landespolitik propagierten neuen, transnational auf den gesamten Ostseeraum bezogenen Konzeption schleswig-holsteinischer Identität. Ob und inwieweit eine solche „Identitätspolitik“ in einem Zeitraum von gut zwanzig Jahren tatsächlich ein national geprägtes Selbstverständnis zu überformen oder gar abzulösen vermag, ist ohne Zweifel eine nicht nur wissenschaftlich, sondern auch gesellschafts-

politisch hochaktuelle Frage. Kathrin Sinner bedient sich dazu einer diskursanalytischen Vorgehensweise, deren theoretische und methodische, vor allem auf Foucault fußende Grundlagen sie ebenso wie die Grundkategorien „Identität“, „Raum/Region“ und „Erinnerung“ in den einführenden Kapiteln ausführlich darlegt.

Unter dem etwas sperrigen Titel „Die Raumkoordinate des Nordens“ werden im Anschluss die grundlegenden Prämissen der Arbeit dargestellt. Dabei skizziert die Verfasserin den geographischen Raum „Ostsee“, die Ausformung der Blocksysteme seit 1945 und die besonderen Kooperationsformen der nördlichen Anrainerstaaten. Dänemark, Norwegen, Finnland und Schweden bildeten in dieser Zeit ein besonderes, zutiefst sozialdemokratisch geprägtes Gesellschaftssystem aus, das als „Nordisches Modell“ in weiten Teilen der westeuropäischen Linken als eine Art „Dritter Weg“ zwischen dem autoritären Sozialismus des Ostblocks und dem als kapitalistisch und politisch konservativ angesehenen Westeuropa galt. Für den seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs zutiefst vom Ost-West-Konflikt geprägten Ostseeraum mit den zum Warschauer Pakt gehörenden Anrainern DDR, Polen und Sowjetunion im Süden, Osten und Nordosten, den formal neutralen, aber faktisch westlich orientierten nordischen Staaten Finnland und Schweden im Norden und den NATO-Mitgliedern Dänemark und Bundesrepublik Deutschland im Westen bedeutete der Umbruch von 1989 eine tiefgreifende Zäsur: Statt rein militärstrategischer Fragen traten nach dem Ende des Ost-West-Konflikts durch die Aufhebung von Grenzen, Bündnissen und politischen Zuordnungen rings um die Ostsee erstmals seit einem halben Jahrhundert politische, wirtschaftliche und kulturelle Handlungsmöglichkeiten in den Vordergrund. Diese Zusammenhänge hätte man in der vorliegenden Arbeit allerdings gern ausführlicher hergeleitet gesehen, zumal aus den auf gerade zwei Seiten anhand von Literaturzitierten dargestellten Rahmenbedingungen weitreichende Prämissen für die Untersuchung abgeleitet werden: Das Bundesland Schleswig-Holstein habe sich als „strukturelle und wirtschaftliche Randregion“ bewusst für eine Verortung im Norden zum „Aufbau eines neuen kollektiven Identitätskonzeptes“ entschieden, um die „eigene marginale Position zu modifizieren“, die SPD-geführte Regierung Engholm habe dies zentral aufgrund ihrer politischen Sympathie zum sozialdemokratisch geprägten „Nordischen Modell“ getan, „um sich als Teil Nordeuropas definieren zu können“. „Die politische Zukunft des Bundeslandes mit Transnationalisierung zu verbinden, bietet dabei ein kulturell codiertes Modell einer räumlich geprägten kollektiven Identität“, formuliert die Verfasserin – spannende und fraglos sehr diskussionswürdige Thesen, denen sie im zentralen vierten Kapitel „Wissensproduktionen auf der politischen Diskursebene“ auf knapp sechzig Textseiten nachgeht. Auch wenn die häufigen Rückbezüge zu den ei-

gentlich bereits in den Einleitungsteilen erschöpfend behandelten methodischen Grundlagen den Text zunächst etwas sperrig machen, erweist sich die Diskursanalyse als taugliches Mittel, eine „Identitätspolitik“ tatsächlich nachzuweisen und zu fassen. Besonders dankbar dafür ist die an „großen Visionen“ und programmatischen Entwürfen reiche Regierungszeit von Ministerpräsident Björn Engholm, in der zwischen 1988 und 1993 zentrale Gedanken wie die „Mare-Balticum-Idee“ und die „Neue Hanse“ erstmals ausformuliert wurden. Dabei wurde vielfach auf die historische Hanse zurückgegriffen, die als eine Art mittelalterlicher Präfiguration der angestrebten supranationalen Zusammenarbeit und ostseeübergreifenden Identitätsstiftung herangezogen werden konnte. Zu Recht verweist die Autorin allerdings darauf, dass die mittelalterliche Hanse in vielen Ostseeanrainerstaaten weitaus weniger positiv konnotiert ist als in Deutschland, so dass dieser Begriff als übernational identitätsstiftender „Erinnerungsort“ letztlich nur bedingt taugte.

Die Landesregierungen nach Engholm setzten weit weniger auf die symbolische Bedeutung solcher Ideen und Begriffe. Zwar sind Aussagen von Politikern, Schleswig-Holstein liege keineswegs am Rand, sondern vielmehr in der Mitte Europas, bis in die Gegenwart überaus geläufig. Ob derartige Zitate aber tatsächlich Ausdruck einer „symbolischen Neuverortung“ des Landes durch politische und kulturelle Sinnstiftungen sind, wie es die Autorin nahelegt, oder ob es sich eher um unreflektiertes Wunschdenken und simples, auf älteren Topoi beruhendes Standort-Marketing handelt, wäre wohl nur bei einer gründlichen Analyse der Diskurse vor 1988 zu klären.

Im zweiten Hauptteil ihrer Arbeit widmet sich die Autorin zwei Fallstudien: dem Festival „folkBaltica“ in Flensburg und Umgebung und den „Nordischen Filmtagen“ in Lübeck. Ziel ist es, damit der Frage nachzugehen, „wie sich die Prozesse einer transnationalen Identitätskonstruktion in spezifischen ... Städten vollziehen“. Die Ergebnisse des über siebzig Seiten starken Abschnitts belegen aus lokaler Perspektive die Erkenntnisse des ersten Teils und bieten durch zahlreiche Fakten zu den historischen Gegebenheiten beider Städte und den Realisierungsbedingungen und Zielsetzungen der Festivals auch einen erheblichen Mehrwert an Information. Die Entscheidung der Autorin, diesen empirischen Abschnitt zum zweiten Hauptteil ihrer Arbeit zu machen und ihn damit an einen viel theorielastigeren und gehaltvollen ersten Teil anzuhängen, in dem viele grundsätzliche Befunde bereits herausgearbeitet wurden, erweist sich für den Spannungsbogen des Gesamtwerks allerdings nicht immer als glücklich. Eine Integration beider Hauptteile in eine Gesamterzählung hätte eine stärkere Durchdringung verschiedener Quellengattungen mit sich gebracht, was ungeachtet der methodischen Herausforderung vielleicht die bessere Wahl gewesen wäre.

Abgesehen von solchen eher dramaturgischen Einwänden weist die Autorin insgesamt sehr überzeugend nach, wie in den vergangenen zwei Jahrzehnten von der Politik und anderen Akteuren des öffentlichen Lebens in Schleswig-Holstein offensiv versucht wurde, den Begriff „Norden“ mit positiven Konnotationen und Inhalten zu besetzen. Ein spannender Teilaspekt dieses Prozesses ist die von ihr konstatierte allmähliche Bedeutungsverschiebung in der Begriffsverwendung – von einem Nord-Deutschland, das sich vom Süden des Landes in gewissen Aspekten positiv unterscheidet, hin zu einem Nord(ost)-Europa, das entsprechend von Südeuropa bzw. Südosteuropa abgesetzt wird. Seit Erscheinen der Studie im Jahr 2011 hat die letztere Bedeutungsebene auf eine von der Autorin noch gar nicht vorauszusehende Weise sogar weit über Schleswig-Holstein hinaus an Popularität gewonnen: In der aktuellen Euro-Finanzkrise bezeichnen selbst bayerische Politiker ihr Land mit Vehemenz als Teil „Nordeuropas“, das sich in seiner Mentalität fundamental von den südeuropäischen „Schuldenstaaten“ unterscheidet.

Sehr viele der für die vorliegende Arbeit herangezogenen Quellen – Dokumente der Landesregierung und landesnaher Institutionen, Reden und veröffentlichte Texte von Politikern und anderen Personen des öffentlichen Lebens sowie Interviews mit den Akteuren grenzübergreifender Projekte – bilden einen mehr oder weniger elitären Diskurs ab. Ob die ebenfalls ausgewerteten regionalen Tageszeitungen dies auszugleichen vermögen, wäre einer eingehenderen Diskussion durchaus wert gewesen: Grenzüberschreitende Kultur- und Wirtschaftsinitiativen und allgemeine politische Bekenntnisse zu einer nordeuropäischen Identität werden auch in diesen Medien nur selten in Frage gestellt, sondern als begrüßenswerte und politisch korrekte Ziele zumeist eher affirmativ begleitet. Aus dem in der prinzipiellen Zielrichtung relativ homogenen „Norden“-Diskurs allgemein abzuleiten, dass in Schleswig-Holstein während der letzten zwanzig Jahren eine „emotionale, wertbezogene Beziehung zum Gegenstand der Ostseeregion“ hergestellt worden sei, ist daher vielleicht ein wenig zu hoch gegriffen. Dieser Umstand ist der Autorin natürlich auch grundsätzlich bewusst: „Diese Deutungen sind Resultate der strategischen Ausführungen von politischen Akteuren aus Schleswig-Holstein“, resümiert sie; die Frage nach einer Überformung nationaler durch transnationale Identitätskonzepte sei daher nicht abschließend zu beantworten. Ob der veröffentlichte „Norden“-Diskurs tatsächlich die breite Mitte der Bevölkerung erreicht hat und inwieweit sich die postulierte übernationale, nordeuropäisch-baltisch-skandinavische Identität in der Mentalität der Schleswig-Holsteiner bereits wiederfindet, ist schließlich auch nicht der Untersuchungsgegenstand der vorliegenden Arbeit. Auf welche Weise Politiker und andere öffentliche Akteure den Begriff „Norden“ nutzen, ihn mit neuen Bedeutungsaspekten besetzen und in hochgespannte politische Ziel-

vorstellungen einbinden, wissen wir dank der vorliegenden Studie nun sehr genau. Kathrin Sinners leitende Idee, diesen Begriff als Teil einer bewussten Identitätspolitik zu interpretieren, ist zweifellos originell und spannend. Dass ihre Arbeit den Leser darüber hinaus noch zu vielen weitergehenden Fragen anregt, zeigt deutlich, wie aktuell und relevant diese Untersuchung ist.

*Carsten Fleischhauer*

*Thomas Steensen: Heimat Nordfriesland. Ein Kanon friesischer Kultur. Hg. vom Nordfriisk Instituut. Bredstedt (Verl. Nordfriisk Instituut) 2011, 192 S., 170 meist farb. Abb.*

Nordfraschlönj, Nordfriislon, Nuurdfriisklun – allein im Friesischen braucht es, je nach Dialekt, verschiedene Umschreibungen für diese so besondere, aber manchmal eben auch so ganz andere und vielleicht etwas eigenwillige Region im Nordwesten Schleswig-Holsteins, welcher das Nordfriisk Instituut aus Bredstedt (friesisch: Bräist) nun in einer fast 200 Seiten umfassenden Publikation mit dem Titel „Heimat Nordfriesland. Ein Kanon friesischer Kultur“ eine vielbeachtete Würdigung zu Teil werden lässt. Erarbeitet wurde der „Kanon friesischer Kultur“ im Rahmen eines Projekts, das aus Mitteln des Bundes vom „Frasche Rädj - Interfriesischer Rat, Sektion Nord“ gefördert wurde.

Das Autorenteam um Thomas Steensen sowie Harry Kunz und Fiete Pingel beleuchtet, ausgehend vom vielzitierten und vielbemühten Schlagwort „Heimat“, verschiedene Aspekte der friesischen Kultur und versucht damit Anregungen zur Entschlüsselung der Frage zu geben, was eigentlich friesische Identität ist und wodurch diese gestern, heute und morgen gekennzeichnet sein kann. Darüber hinaus geht es den Autoren aber auch darum, einen sich deutlich wandelnden Heimat-Begriff zu erfassen, der vor dem Hintergrund einer immer weiter fortschreitenden Globalisierung immer stärker an Bedeutung gewinnt. Als die wesentlichen Bestandteile von Heimat werden dabei vor allem Geschichte und Sprache be- und umschrieben, auf die im Verlauf der vorliegenden Publikation im nordfriesischen Zusammenhang immer wieder rückverwiesen wird.

Mit eigener Begeisterung, das ist den Texten deutlich anzumerken, und voller Akribie spüren die Autoren aus dem Nordfriisk Instituut den „Inbegriffen des Nordfriesischen“ nach und versuchen dabei Antworten darauf zu finden, wodurch „das Nordfriesische“ denn nun tatsächlich gekennzeichnet ist. Dreizehn Kapitel zeigen, dass Nordfriesland eben nicht nur durch gemütliche Reetdachhäuschen, grasende Deich-

schafe, rotgeringelte Leuchttürme, Krabbenbrötchen und die Whiskeymeile auf Sylt charakterisiert ist, wie es uns der eine oder andere Tourismuskatalog mit dem Blick von außen gelegentlich vereinfacht weismachen will. Nein, Nordfriesland ist viel mehr als das – und dies zunächst vor allem für die Menschen, die dort leben, die mit der Region verwurzelt sind und diese als ihre Heimat begreifen. Dabei lässt der vorliegende Band durchaus auch Zugezogene zu Wort kommen, so wie den italienischen Eisdiehlenbesitzer aus Bredstedt, und sie ihre Sicht auf ihre Heimat Nordfriesland erklären.

Grundlage für die in „Heimat Nordfriesland“ zusammengetragenen Ergebnisse und zusammengefassten Erkenntnisse bilden vor allem zwei Arten von Quellen: Einerseits wurde eine Vielzahl von Befragungen in der nordfriesischen Öffentlichkeit durchgeführt – etwa bei den Friesischen Vereinen, bei Studierenden, bei nordfriesischen Landfrauen und bei der Leserschaft der vom Nordfriisk Instituut publizierten Vierteljahresschrift „Nordfriesland“ – weshalb auch ein stückweit empirisches Material in den sogenannten „Kanon friesischer Kultur“ eingehen konnte. Andererseits schöpften die Autoren aus dem reichen Fundus der älteren wie auch der neueren regional-kundlichen Literatur aus und über Nordfriesland und werten diese aus.

„Heimat Nordfriesland?!“, „Die Friesen und die Frieslande – Dreiklang an der Nordsee“, „Die Landschaft Nordfrieslands – Wind, Weite, Wasser, Watt, Wellen“, „Friesisch und das ‚Sprachenland Nordfriesland‘“, „Landgewinn und Landverlust – das friesische Grundmotiv“, „Verbindung mit der Welt“, „Die Friesen rechnen gut“, „Friesische Häuser“, „Biikebrennen, Boßeln und besondere Bräuche“, „Die freien Friesen“, „Nordfriesland zwischen Heimatkunst und Weltliteratur“, „Gemaltes Nordfriesland“ sowie „Die ‚großen Friesen‘“ lauten die Überschriften der einzelnen Abschnitte, zu denen von den Autoren jeweils eine eigene Präsentationseinheit erstellt wurde, und die sachlich, fundiert und ohne den Anflug von vielleicht erwarteten Klischees Nordfriesland als die Heimat der Nordfriesen vorstellen und ergründen wollen. Dabei sollte das Ziel des vorliegenden Bandes, wie es dem Preetext zu entnehmen ist, vor allem eines nicht sein: eine kritiklose Lobpreisung der Friesen und des Friesentums. Dies scheint – was ohne Umschweife gesagt werden muss – voll gelungen, denn auch bei einer kritischen Auseinandersetzung und genaueren Betrachtung der vorgestellten Inhalte und Themen hat dieser Anspruch durchaus Bestand. Entstanden ist vielmehr ein Buch, das auf der Grundlage sorgfältig aufgearbeiteter Informationen zum Nach- und Weiterdenken über die friesische Identität anregen will. Die vielschichtigen Zitate aus den vorgestellten Befragungen wie auch aus der Literatur beleuchten jedoch auch eine Vielzahl von durchaus gegensätzlichen Aspekten. Dies ist nicht nur als mutig zu würdigen, sondern als absolut notwendig für die Qualität der Ausarbeitung anzusehen.

Mit dem vorliegenden Band „Heimat Nordfriesland. Ein Kanon friesischer Kultur“ ist es dem Nordfriisk Instituut und seinen Autoren gelungen, nicht nur einen weitreichenden, sondern einen in Teilen auch durchaus tiefer gehenden Blick in „die Seele“ Nordfrieslands und dessen Kultur, Traditionen und Geschichte zu werfen, dabei aber gleichzeitig auch dessen Gegenwart und Zukunftsvisionen zu beschreiben. Nicht nur deshalb ist „Heimat Nordfriesland“ ein wirklich lesenswertes Buch, das sich, unterstützt durch zahlreiche, vielfarbige Bilder und Grafiken, an ein wissenschaftliches wie an ein allgemein an kulturellen Bezügen interessiertes Publikum gleichermaßen wendet. Damit spricht es all diejenigen an, die einfach mehr darüber erfahren wollen, was diese so besondere Region, ihre Menschen und ihre Landschaft, im äußersten Winkel Schleswig-Holsteins wirklich ausmacht.

Im Zusammenhang mit der vorgestellten Publikation wurde zwischen März und Mai 2012 im NordseeMuseum Husum auch die Sonderausstellung „Heimat Nordfriesland. Ein Kanon friesischer Kultur“ gezeigt, die gemeinsam von und mit Studierenden des Friesischen Seminars der Universität Flensburg unter Leitung von Thomas Steensen gestaltet wurde.

*Claudia Ohlsen*

*Frank Trende: Neuland! war das Zauberwort. Neue Deiche in Hitlers Namen. Heide (Boyens Buchverlag) 2011, 232 S., 252 Abb.*

Mit seinem neuesten Buch „‘Neuland!‘ war das Zauberwort. Neue Deiche in Hitlers Namen“ wagt Frank Trende, Ministerialrat, Autor, ausgewiesener Kenner der schleswig-holsteinischen Geschichte und selbst im Dieksanderkoog aufgewachsen, die wichtige und gleichzeitig längst überfällige Auseinandersetzung und Aufarbeitung eines Stücks nationalsozialistisch durchtränkter Dithmarscher wie schleswig-holsteinischer Landesgeschichte. Akribisch beschreibt Trende in seinem mehr als 230 Seiten umfassenden und mit zahlreichen Fotos, Bildern, Dokumenten, Grafiken und Zeichnungen versehenen Band die Verführungen der Zeit und verweist sehr detailgetreu auf die Methodik, mit welcher das nationalsozialistische Regime vor allem Landgewinnung und Siedlungsbau instrumentalisierte und ideologisch für sich nutzbar machte. Im Mittelpunkt seiner Ausführungen steht mit dem heutigen Dieksanderkoog ein Gebiet im südlichen Kreis Dithmarschen, an der Elbmündung gelegen, welches heute ein Ortsteil der Gemeinde Friedrichskoog ist. Bis 1945 wurde jener Dieksanderkoog offiziell als Adolf-Hitler-Koog bezeichnet und gilt heute als ein Synonym für die Auswüchse der

nationalsozialistischen Blut-und-Boden-Ideologie.

Die Propaganda der Nazis hatte die Nordsee längst zu einer Art Feind stilisiert, der besiegt und dem gleichzeitig, als Pendant zum Beutezug gen Osten, ein „Lebensraum im Westen“ abgerungen werden sollte. Mit „neuen Deichen in Hitlers Namen“, einem ehrgeizigen wie ideologisch aufgeladenen Eindeichungsprojekt, sollte nicht nur neuer Siedlungsraum geschaffen, sondern vielmehr eine Art „völkisches Gesamtkunstwerk“ manifestiert werden. Mit dem Bau des Adolf-Hitler-Kooges realisierten die Nationalsozialisten ein Landgewinnungsvorhaben, das vor allem zu einem Vorzeigeobjekt der eigenen NS-Propaganda wurde. Stilisiert zu einem arischen Lebensort von Bauern, Handwerkern und Arbeitern wurde der Koog im Sinne der nationalsozialistisch-völkischen Ideologie auf dem Reißbrett entworfen und durch den Reichsarbeitsdienst in die Realität umgesetzt. In scheinbarer Harmonie, ohne Klassengegensätze und in in-niger Gemeinschaft sollten gezielt ausgewählte, arisch-reine, nationalsozialistisch denkende Siedlerfamilien – 89 an der Zahl – nach den Verheißungen des Nationalsozialismus leben.

Noch heute weithin sichtbare Bauwerke wie die gegenwärtig im Diskussionsprozess befindliche und für den Adolf-Hitler-Koog topographisch zentrale Neulandhalle mit all ihrer kultischen und symbolischen Aufladung und ihrer künstlerischen Überfrachtung mögen hier sinnbildlich für die Ideologie und Selbstdarstellung der Nationalsozialisten stehen. Doch das Symbolhafte begann bereits mit der Fertigstellung des Deiches an sich in den Jahren 1933 und 1934, zu einer Zeit also, als die Krake des Nationalsozialismus Deutschland fest in Besitz genommen hatte. So verzichtete man beim Bau des Kooges weitestgehend auf Maschinen und verrichtete die Erdarbeiten mit reiner Muskel- und Manneskraft, wie es Frank Trende beschreibt. Was hier passierte, muss als Perversion alter Mythen und klassischer deutscher Traditionen sondergleichen bewertet werden. Passend dazu wurde der Besuch Adolf Hitlers am 29. August 1935 zu einem Paradebeispiel völkischer Inszenierung im Kontext der Landgewinnung. Die Aussage „ganz Deutschland blickt auf den Adolf-Hitler-Koog“ vermag die Bedeutung dieses Stückchen eingedeichten Landes für die nationalsozialistische Idee zu unterstreichen, während die Bilder Hitlers mit jungen, blond-gezopfthen Mädchen im Arm ihr Übriges leisten.

Der neue Koog selbst galt als Start zu einem viel weiter führenden Plan des Gauleiters Hinrich Lohse, der in zehn Jahren 11.000 Hektar Neuland in Schleswig-Holstein schaffen sollte. Die Bedeutung der ersten Landgewinnungsmaßnahme reichte damit weit über die Grenzen Dithmarschens hinaus. Namhafte Persönlichkeiten des zeitgenössischen kulturellen Lebens waren an der Verwirklichung des Kooges beteiligt: Der

neu angelegte Ort und sein Erscheinungsbild wurden durch den bekannten Architekten Ernst Prinz geprägt, der Altonaer Künstler Otto Thämer gestaltete monumentale Fresken in der Neulandhalle, der Schriftsteller Gustav Frenssen rührte literarisch die Werbetrommel für die ideologisierte Landgewinnung. Mit modernen Kommunikationsmitteln der Zeit, Bildreportagen, Filmen und Rundfunksendungen, wurden der Adolf-Hitler-Koog und seine Besiedlung reichsweit bekannt gemacht und zum Ziel eines nationalsozialistischen Propaganda-Tourismus. So ließen sich Besuchergruppen in Scharen vor der Neulandhalle fotografieren und sogenannte Schriftleiter großer Tageszeitungen gingen auf „Nordmarkfahrt“. Die friedliche Lebensraumgewinnung, die Neubildung deutschen Bauerntums und die Bekämpfung der Arbeitslosigkeit wurden miteinander verknüpft, die Blut-und-Boden-Ideologie nahm Gestalt an und wurde zu Werbezwecken vorzeigbar gemacht. Die Kulisse stimmte.

Unterteilt in einen Prolog, in dem der Autor auch einen Hinweis auf seine eigene Geschichte als Kind einer Flüchtlingsfamilie im Dieksanderkoog gibt, in vierzehn thematisch gegliederte Kapitel und in ein ausführliches Quellen- und Literaturverzeichnis, ist das von Frank Trende vorgelegte Werk insgesamt viel mehr als ein ansprechender Bildband, der sich mit einem Teil schleswig-holsteinischer Geschichte auseinandersetzt. Es ist ein Lehrstück für die Demokratie und dabei gleichzeitig eine Mahnung und ein Hinweis an alle Nachgeborenen, wachsam gegenüber dem zu sein, was innerhalb einer Gesellschaft passiert und gleichzeitig auch mit aufmerksamem Blick auf das Vergangene zu schauen – auf das Vergangene, das vor unserer Haustür liegt und mit dem wir uns direkt oder indirekt, bewusst oder unbewusst alltäglich konfrontiert sehen. Denn scheinbar vergessen ist, welche Rolle die Landgewinnung an der Nordsee und mit ihr der heutige Dieksanderkoog in der nationalsozialistischen Propagandamaschinerie spielte. „Neuland!“ war das Zauberwort. Neue Deiche in Hitlers Namen“ ist vor allem aber auch ein spannendes Lesebuch, das sich nicht nur an fachlich interessierte Kreise richtet, sondern für alle diejenigen da sein will, die mehr über Zusammenhänge, Abläufe, Verwicklungen und Verknüpfungen in einer Zeit erfahren wollen, deren brauner Spuk und deren Verführungen, Versprechungen und Größenwahn auch oder gerade vor der schleswig-holsteinischen Landbevölkerung, in der scheinbar heilen Welt der Provinz, die zum Nabel einer ideologisierten Propaganda wurde, nicht Halt gemacht hat.

Frank Trende hat „sein“ Buch geschrieben – ein Gesamtkunstwerk, zu dem man ihm wirklich gratulieren kann. Perfekte Recherche, alles richtig gemacht. Mögen viele spannende Bücher folgen.

*Claudia Ohlsen*

